Im Zeichen
des Steinbocks
von
Isolde Kurz





ISOLDE KURZ

IM ZEICHEN DES STEINBOCKS

APHORISMEN


ME
IVVAT IRE
~PER~
ALTVM

IM ZEICHEN DES STEINBOCKS

APHORISMEN
VON
ISOLDE KURZ



MÜNCHEN UND LEIPZIG
BEI GEORG MÜLLER
1905.

INHALT



IM ZEICHEN
DES STEINBOCKS

Ein Flockensturm, als ging' die Welt zu
Ende,
Die lange Nacht der Wintersonnenwende!
Und morgen tritt durchs winterliche Haus
Des Steinbocks die verjüngte Sonn' heraus.
Altheil'ges Juelfest, Urväterwonne,
Des Lichts Triumphtag, die Geburt der
Sonne,
Dich ehr' ich zwiefach, alter Weihebrauch:
Der Sonne Wiegenfest ist meines auch.

Ja, ich betrat die Welt beim Sonnensiege,
Und unterm Steinbock stand auch meine
Wiege,
Zum Sinnbild nahm ich ihn, zum Wappentier,
Sein hohes Zeichen, was bedeutet's mir?

In reinster Luft, am Rande der Moränen,
Hoch über Fernen, die sich endlos dehnen,
Der Gottheit näher ist des Steinbocks Welt,
Den Adlern und den Sternen zugesellt,
Vertraut dem Abgrund und der Wetterwolke,

Ein Märchen fast dem talgebornen Volke,
Der Berge König, tausendfach bedroht,
Lebt er — und Niederungen sind sein Tod.

So weist er aufwärts: wer in seinem Zeichen
Geboren ist, der wag' es, ihm zu gleichen,
Ihn muß die weglos rauhe Höhe locken,
Nicht vor dem Sturze bangend darf er
stocken,
Auf Gipfeln ist sein Reich und seine Ruh',
Er muß den ewigen Einsamkeiten zu.
Denn nur in Öden, starren, unfruchtbaren,
Kann er als Sonnenheld sich offenbaren,
Auf heil'ger Höh' die Juelfeuer zünden,
Das Licht, das neu geboren ward, verkünden.

Und huldreich ist die Sonne sein gedenk,
Wie Königskinder, die mit Festgeschenk
Die Mitgebornen ihres Tages ehren,
Sie aber gibt, was Fürsten nicht bescheren:
Das Haupt zu jeder Lichtgeburt bereit,
Mit Träumen, wahrer als die Wirklichkeit,
Den leichten Fuß, der rasch zum Gipfel trägt,
Die Hand, die wie zum Spiel den Drachen
schlägt.

Mit solcher Gaben lustvoll strengem Zwange
Schickt ihren Streiter sie zum Siegesgange.
Und tausendfältig strahlt er Glanz zurück,
Daß wer ihn sieht, erkennt, er sah das Glück.
Und wo er wandelt, grünen Lenzesfluren,
Und wo er schied, da läßt er Sonnenspuren,
Ihm weicht die Finsternis, und nur im Grab
Erlischt die Glut, die allen Wärme gab.
Die Dichter, die Propheten und Erfinder,
Die Lichtgebornen all, die Sonnenkinder,
Des Steinbocks hohes Zeichen schwingen sie,
Ein Juelfest der Geister bringen sie.

Zum Dienst der Sonne kam auch ich. Doch weh',
Ein schwerer Nebel liegt, wohin ich seh',
Es dringt kein Strahl hinab zu jenen Gründen,
Wo Irrwischflammen sich am Sumpf entzünden,
Wo unterm Alp die Welt sich stöhnend quält,
Und eins dem andern schweren Traum erzählt.
Wie Kranke schleichen sie mit müdem Blicke,
Der schleppt ein Kreuz und jener eine Krücke,

Die Jugend träumt, sie geh' im weißen Haare,
Der Lenz sei krank, die Liebe auf der Bahre,
Ein jeder zittert um sein Erdenheil,
Und jeder kürzt dem andern seinen Teil,
Die Muse kam und schloß das letzte Fenster,
Und sprach mit irrem Ton: Hier sind Gespenster.
In Winkel kroch sie, wo die Fratzen lauern,
Und trieb das Nachtgezüchte von den Mauern,
Des Alpdrucks Wahn, das ängstliche Gegrübel
Vergess'ner Frevel und vererbter Übel,
Daß Hoffnung selbst vor ihrem Blick versteint,
Und jedes Haus das Haus des Atreus scheint.

O Menschheit hobst du jeden Schatz der Erden,
Um ärmer nur und ärmer stets zu werden?
Wardst du so groß, vertratst die Kinderschuh',
Und deine Kinderseligkeit dazu?
Was kannst du nicht? Dein rollender Planet
Ist kaum noch Schranke, die dir widersteht.
Den Raum bezwingst du, raubst der Zeit die Beute,

Der Blitz, einst Bote Zeus', dir dient er heute,
Ringst mit dem Vogel um sein luftig Reich,
Ein Schritt noch, und du bist den Göttern
gleich.
Und doch voll Gram an deines Tages Rüste
Blickst du nach der verlass'nen Jugendküste,
Wo du noch spieltest und die Phantasie
Dir ihre farbigen Bilderbücher lieh!

O, über alle Lande möcht ich's rufen:
Kehrt heim zu unsrer Lichtaltäre Stufen!
Ein Traum war alles, wollet nur genesen,
Noch ist die Erde, was sie je gewesen.
Noch kehrt der Lenz und seine tausend
Triebe,
Noch glänzt die Freude und noch lebt die
Liebe.
Kommt nur aus eurer Märkte Drang und
Jagen,
Heraus, wo stille, grüne Tempel ragen,
Hört einmal wieder aus des Märchens
Munde,
Dem süßen, unberedten, ewige Kunde,
Nur einmal seht von freien Bergeshöh'n
Die junge Sonne siegreich auferstehn,

Werft hinter euch die Angst, vergeßt des
Neids,
Nennt euch der Sonne Kinder, und ihr seid's!

Umsonst, sie hören nicht. Noch immer walten
Des abgestorbnen Jahres Spukgestalten.
Der Sonnenheld, noch ist er nicht erstanden,
Der seine Brüder reißt aus Winters Banden.
Noch tiefer muß das Dunkel uns umstricken,
Der lange Frost die letzten Blüten knicken,
Ein Abend bang, wie Weltenabend kommen,
Ein Brand, wie auf dem Idafeld entglommen,
Bis eine Wintersonnwend rauh und kalt
Gleich dieser bringt des Retters Lichtgestalt.

O Heil dir, Göttersohn, von Kraft entzündet,
Komm, wie die Sage dich vorausverkündet,
Wie Wali, Wotans jüngster Ruhmessproß,
Schwing du einnächtig schon dein Siegs-
geschoß,
Die Hand nicht wasche, sollst das Haar nicht
schlichten,
Eh du's vollbracht, dein Retten, Rächen,
Richten.
Das Wort, das keiner weiß, du wirst es
sagen,

Siegvaters Wort aus grauen Göttertagen,
Dem toten Balder einst ins Ohr geraunt.
Dann hebt die Erde sich vom Grab und
staunt,
Denn Wunder sind gescheh'n: wo Gletscher
starrten,
Ergrünt ein Feld, erblüht ein Rosengarten,
Die Ströme brechen aus kristallnen Särgen,
Und heilige Feuer glühn von allen Bergen,
Aus Näh und Ferne ziehn geschmückte Gäste
Zu einem Jubel- und Vermählungsfeste:
Es wird Natur, die dunkeläugige Braut,
Dem Geist, des Lichtes hohem Sohn, getraut.
Dann wird das Leben wonnig sein, es werden
Verjüngte Götter heimisch gehn auf Erden,
Beglückt wer dann mit ihnen wohnt und wer
Zum großen Feste kam der Wiederkehr!

Doch weil das Heil noch fern der kranken
Welt,
Und weil mein Licht nur meinen Pfad
erhellt,
Will ich von ihren Festen fern und Fehden
Mich mit der Zukunft einsam unterreden.
Jn ätherleichte Luft, zum Alpenfirn

Trägt mich der Geist, ich fühl' um meine
Stirn
Das Wehen schon der ungebornen Tage,
Mein Sein leg' ich getrost auf ihre Wage,
Und leb' ein Stündchen, wo die Zukunft
webt,
Indes die längste Nacht vorüberschwebt,
Bis mir der Sonne neugeborne Pracht
Aus Windeln frischen Schnees entgegen-
lacht.

Wohlauf! Der Steinbock tritt die Herr-
schaft an,
So steige, Seele, mit der Sonnenbahn!



ALLGEMEINES VOM MENSCHENDASEIN

Die Welt ist ein Spiegel, worin ein jeder nur die eigene Seele sieht.

❧❧

Redet mir nicht vom Zufall der Geburt! Ist denn die Geburt ein Zufall? Sie ist das Ergebnis der leidenschaftlichsten Wahl durch viele Jahrhunderte, und immer auch ein entsprechendes Ergebnis.

❧❧

Ahnenkult und Ahnenstolz haben ihren tiefen Sinn. Es ist nicht gleichgültig, aus welchem Blut wir stammen, denn unsere Vorfahren gehen immer leise mit uns durchs Leben und färben, uns selber unbewußt, all unser Tun.

In den großen Schicksalsstunden scharen sie sich als unsichtbare Leibwache um uns, wir fühlen ihre gemeinsamen Kräfte, die uns durchdringen, ohne zu wissen, woher diese Kräfte uns gekommen sind.

❧❧

Jede menschliche Natur ist ein Widerspruch, aus zwei verschiedenen, häufig gegensätzlichen Naturen zusammengefügt. Zieht man noch die Ahnenreihe hinein, die sich aufwärts ins Unendliche verliert, so erkennt man, daß schon die ganze Menschheit zur Herstellung des Einzelnen verwendet worden ist, wie sich sein Ich abwärts ins Unendliche spalten und sich am Ende wieder über die ganze Menschheit verteilen muß, denn Blutsverwandte sind wir alle. Wo sollte da Einheit des Charakters noch herkommen? Die gab es im Altertum, wo die Lebensbedingungen ähnlicher und wo die Völker weniger gemischt waren oder das Gemischte gleichmäßiger assimiliert.

❧❧

Die Abhängigkeit von der Umgebung ist nur unbedingt wahr für den gemeinen Menschen. Unser „Milieu“ sind nicht die Spießbürger, die in einer Stadt mit uns leben, sondern der geistige Boden, aus dem wir unsere Nahrung ziehen. Die großen Men-

schen aller Zeiten, mit denen wir von klein auf verkehren, die sind's.

❦

Aufgabe der verfeinerten Selbstsucht: soviel Schmerz wie möglich aus der Welt schaffen, alles Lebende in seinen Egoismus einschließen. Wer Glück zerstört, wer die Last des Jammers auf der Erde vermehrt, der darf nicht hoffen, daß der Luftdruck über seinem eigenen Haupt geringer werde.

❦

Wahrhaft großes Empfinden zeigt sich nicht darin, daß man sich ausschließlich mit großen Dingen beschäftigt, sondern daß man auch das Kleinste dem Großen anzugliedern weiß.

❦

Das Gros der Menschen ist nur in der Jugend genießbar, nach fünfundzwanzig hört bei den meisten die Entwicklung auf, und sie beginnen zu schrumpfen. Deshalb sehen sie auf ihre Jugend zurück, als auf eine Zeit höherer Fähigkeiten, ein geschwundenes Pa-

radies. Bei dem begabten Menschen steht der Fluß des Werdens niemals stille, und er empfindet sein Ich nicht anders, als in der Jugend, daher ihm der Flug der Zeit nicht zum Bewußtsein kommt.

❦❦

Die meisten Menschen sind wie schlecht konstruierte Lampen, jene billige Fabrikware, die gleich trübe brennen, sobald das Öl ein wenig gesunken ist. Dagegen gibt es einige wenige vom Schöpfer so vortrefflich ausgearbeitete Mechanismen, daß sie durch nichts verdorben werden können und das gleiche Licht verbreiten, bis der letzte Tropfen Öl verzehrt, ja bis die letzte Feuchtigkeit aus dem Dochte gesogen ist. Solche Menschen sind Gottes Handarbeit.

❦❦

Das Individuum will sich einmal manifestieren, ehe es in den Schoß der Allgemeinheit zurückkehrt. Bleibt ihm gar kein Mittel, sich auszuzeichnen, so schreibt der Alltagsmensch wenigstens seinen Namen mit einer

geschmacklosen Bemerkung ins Fremdenbuch, damit die Nachfolgenden wissen, daß er auch dagewesen.

❧❧

Geistlose Menschen können nicht freudig sein, die Materie lastet mit zu schwerem Druck auf ihnen.

❧❧

Auf törichte Wünsche wartet zuweilen eine grausame Strafe: ihre Erfüllung.

❧❧

Der gefährlichste Sturz ist der von einem Luftschloß herunter. Stark ist, wer sich davon wieder erholen kann. Die meisten kriechen mit zerschmetterten Gliedern noch eine Strecke weiter, bis sie elend liegen bleiben.

❧❧

Das Leben ist ein fortgesetzter, unfreiwilliger Tauschhandel. Wir glauben unser liebstes Gut auf immer festzuhalten, und schon landet, von uns unbeachtet, das Schiff,

das es uns entführen wird. Und während wir ihm hoffnungslos nachstarren, taucht am fernen Horizont ein Segel auf, das den Ersatz bringt.

❧❧

Es kommt ein Augenblick, wo auch der Glücklichste vollkommen allein ist, denn das letzte Wort auf Erden hat jeder mit dem eigenen Körper zu reden.

❧❧

Nichts charakterisiert den Menschen mehr, als das, wofür er niemals Zeit findet.

❧❧

Jeder edle Mensch muß vorher alt werden, ehe er jung wird.

❧❧

Überlegung kann Schurken machen, unbedachtes Handeln macht sie nie. Darum fliegen den impulsiven Naturen alle Herzen entgegen.

❧❧

Den Ehrgeizigen soll man nicht schelten. Der Erfolg kann den Menschen innerlich

weiter machen. Verkanntes Verdienst fällt oft auf eine plumpe Schmeichelei herein, die das verwöhnte Glückskind verachtet.

❦❦

Ein häßliches Mädchen wird durch ein Kompliment verführt, das an einer gefeierten Schönheit unbeachtet niedergleitet.

❦❦

Es ist nicht zu verwundern, daß beschränkte Menschen so eigensinnig sind. Wem das Denken große Mühe macht, der weiß wohl, warum er das einmal Aufgenommene so lange wie möglich festhält, statt sich gleich einer neuen Mühe zu unterziehen.

❦❦

Eitelkeit macht geziert und unruhig, Selbstgefühl gibt Natürlichkeit und Sicherheit.

❦❦

Dem oberflächlichen Weltkind ist ein bißchen Eitelkeit nicht schädlich, es ist eben auch nur oberflächlich eitel; eitel auf

kleine Talente oder äußere Vorzüge. Aber wehe, wenn die Eitelkeit sich der ernsthaften, pedantischen Naturen bemächtigt. Die nehmen es mit der Eitelkeit selber ernsthaft und beziehen sie auf die ernsthaften Dinge, wie Charakter, Kenntnisse usw. Deshalb steht keine Eitelkeit in so üblem Geruch, wie Gelehrteneitelkeit.

❦❦

Die Zeit wird nicht nach der Länge, sondern nach der Tiefe gemessen.

❦❦

Zeiten, in denen wir nichts erleben, sind endlos, wie ein langer, weißer, schattenloser Weg, worauf man keiner lebenden Seele begegnet.

❦❦

Wer jeden Augenblick mit tiefem Gehalte erfüllen kann, hat seine Lebensspanne zur Unendlichkeit erweitert.

❦❦

Weil die Zeit keine absolute, nur eine relative Länge hat, deshalb ist jedes starke Empfinden ewig, auch wenn es nur einen Tag gedauert hätte.

❦❦

Es ist kein Mensch zu beneiden, er stehe so hoch und fest er wolle. Der unaufhaltsame Planet schwingt sich um die Sonne und vernichtet durch seinen bloßen Umlauf alles Erdenglück.

❦❦

WIDERSPRUCH DES LEBENS. Man hüte sich, die menschlichen Geschicke nach Regeln und Analogien zu berechnen. Jeder Fall ist der erste und der letzte seiner Art, denn nichts wiederholt sich jemals ganz auf Erden. Gerade die Erfüllungen, die die Alltagsweisheit am sichersten vorhersagt, treffen niemals ein. Im Augenblick der Entscheidung ist das ganze Spiel verschoben: der Mutige wird feig, der Egoist begeht eine großmütige Handlung, und von allem Erwarteten geschieht das völlige Gegenteil.

Das Leben führt uns ewig ad absurdum, und dieser ewige Widerspruch ist es gerade, was das Leben so interessant macht.

❧❧

Die einzigen Menschen, die ein völlig ruhiges Gewissen haben, sind die großen Verbrecher.

❧❧

MORAL UND PSYCHOLOGIE. Wie viel freudiger lebte sich's unter den Menschen, wenn unsere sittliche Überlegenheit über den Nächsten nicht wäre, das Richten nach idealen Forderungen, die in ihrer Gesamtheit nirgends auf Erden erfüllt werden.

Dieses moralische Besserwissen, dieses „er sollte", „er müßte" des einen vom andern kann einen Menschen mit psychologischen Tastorganen in die Verzweiflung und von da in die Einsamkeit treiben. Wo ist denn der Sterbliche, der immer handelt, wie er sollte und müßte? Der heute diese Worte braucht, wird morgen selber durch sie gerichtet. Höchstens für Kinder oder für Ma-

trosen, die auf einem Schiff beisammen leben, ist die Pflicht eine so einfache, gradlinige Sache. Unsere Verhältnisse zusammen mit unseren Anlagen bilden ein so unendlich kompliziertes Gewebe, daß in hundert Fällen neunzigmal dem „ich sollte" ein „ich kann nicht" gegenübersteht.

Wenn sich nun wenigstens die moralische Superklugheit auf den einzelnen Fall beschränkte! Aber wie wenige können dem Anreiz widerstehen, von da sofort einen Rückschluß auf den ganzen Charakter zu ziehen, und dann ist der Spruch der summarischen Justiz fertig. Wie groß, wie selbstgerecht, wie unantastbar ist der Herr Jedermann, so lang er das Gesetz im Munde führt. Wie hoch blickt er von den Schneegipfeln der idealen Forderungen auf den armen Teufel, der sie nicht erfüllen konnte, nieder. Aber bitte, Verehrtester, steigen Sie einmal von Ihrer abstrakten Höhe in die Ebene des Lebens herunter und messen Sie hier Ihren Wuchs mit dem seinigen. Das darf ich natürlich nicht laut sagen, deshalb decke ich mich in solchen Fällen durch eine

klassische Autorität und erwidere mit Hamlet: „Gib jedem, was er verdient, so ist keiner vor Prügeln sicher."

Die Menschheit hat wohlweislich ein höheres ethisches Ideal aufgestellt, als sie verwirklichen kann. Nach starrem Rechtsspruch ist der Mensch in jedem Augenblick an sich schon verdammlich, weil er

„In der Menschheit traurigen Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe",

jenes ungeschriebenen Gesetzes, das jeder in der Brust trägt, dessen Erfüllung er aber zumeist — von den andern erwartet.

Es ist der Grundwiderspruch der menschlichen Natur, die wahre „Erbsünde", dieser klaffende Riß zwischen dem, was der Mensch vom Menschen fordert, und dem, was er selber leisten kann. So gibt es ja nur in der Geometrie, aber nirgends in der Natur eine völlig gerade Linie. Und nur in der Arithmetik gehen die Rechnungen richtig auf, im Leben bleibt immer ein unlösbarer Rest zurück. Der Dichter kennt diesen Rest — er ist sein eigenstes Gebiet —, der Psychologe,

der Erzieher kennt ihn, aber die große Menge derer, die sich denkende Menschen nennen, weiß nichts von ihm und schreit immer aufs neue, wo er ihr entgegentritt.

❦❦

Nun ist zum Unglück auch unser geistiges Auge so eingerichtet, daß wir die Konturen der Dinge viel schärfer wahrnehmen, als sie in Wirklichkeit sind. Wir sehen einen dicken, schwarzen Strich, wo in Wahrheit Licht und Schatten viel zarter ineinanderfließen.

❦❦

Wir sind alle mehr oder minder unduldsam gegen Laster, die nicht in unserem eigenen Temperament liegen. Und das ist ganz natürlich. Wem der Wein nicht schmeckt, wie soll der den Trunkenen begreifen? Dagegen zeugt es von niedriger Gesinnung, wenn einer besonderes Ärgernis an solchen Sünden nimmt, die ihn gleichfalls reizen würden, zu denen ihm aber die Gelegenheit fehlt.

❦❦

Die tugendhafte Frau, die sich mit ihrer Tugend langweilt, aber nicht den Mut zum Leichtsinn findet, die ist es, die den ersten Stein auf die gefallene Schwester wirft. Aber hier verlassen wir schon das Gebiet der falschen Moral und kommen in das des gemeinen Neides.

Wie manches Mal habe ich gewünscht, die juwelenstrahlende Weltdame möchte sich mit meinen Augen sehen, wenn sie, durch ein einziges Wort verwandelt, plötzlich mit dem Wasserkübel auf dem Kopf als Lischen am Brunnen vor mir stand.



Un errore, sagt der lebensweise Italiener, wo der harte, abstrakte Germane gleich von Schuld, Übertretung, Bruch des Gesetzes spricht. Richtig, denn die meisten Vergehungen sind Irrtümer — die Ate.



Ab und zu begegnet man Menschen, die ihre Grundsätze nicht nur auf die andern, sondern auch auf sich selber anwenden und

deren Leben darum in einer schnurgeraden Linie verläuft. Diese genießen denn auch einen so großen moralischen Kredit, daß sie innerhalb ihres Kreises die Richter und Rater in allen Gewissensfragen spielen. Aber gerade sie sind dazu am wenigsten berufen, denn sieht man sie näher an, so sind es rechtschaffene, spießbürgerliche Leute, in deren Adern das Blut so langsam fließt und deren geistiger wie auch gesellschaftlicher Horizont so eng ist, daß sie das Leben ganz zum Rechenexempel gemacht und mit Prinzipien wie mit Wickelbändern umschnürt haben. Das imponiert dem Unerfahrenen, dem Autoritätsbedürftigen, der die Gedanken anderer zum Denken braucht. Aber wie schnell versagen diese Orakel vor den Konflikten einer bedrängten Seele. Wie sollte auch der Philister, der nichts erfahren hat und nie die Grenzen des Menschlichen abgetastet, mit seiner Buchweisheit und Buchmoral in die Abgründe des Lebens leuchten? Die Bravheit und Unbescholtenheit tun es nicht, und alles Erlernte steht hilflos dem Leben gegenüber. Wer den Gewissen ein Führer

sein will, der muß selber mit Engeln und Dämonen gehaust haben und Verantwortungen getragen, aus denen die Erkenntnis fließt. So einem Renaissancemönch, der sich aus wilden Abenteuern in die Stille der Zelle zurückgezogen hatte, um nachzudenken, einem solchen mochte sichs gut beichten. Wessen Tugend aber von der negativen Art ist, der hat höchstens Licht genug, um seinen eigenen Weg zu finden.

❦❦

Wer aus den moralischen Forderungen die letzten strengsten Konsequenzen ziehen will, dem bleibt nichts übrig, als in eine menschenleere Wüste zu fliehen. Und wenn er sich besinnt, so wird er vielleicht auch dort erkennen müssen, daß immer noch einer zu viel da ist.

In dieser schrecklichen Enge hat die Natur uns zwei Sicherheitsventile gegeben: die Nachsicht, die nichts ist, als die angewandte Gerechtigkeit im Gegensatz zur abstrakten, und den Humor.

❦❦

Der Durchschnittsmensch sieht von seinem Gegenüber immer nur die eine, ihm jeweils zugekehrte Seite. Er kann sich in den Oszillationen des Tages kein klares und unverrücktes Bild der anderen erhalten. So entsteht das beständige Auf und Ab in der Beurteilung der Charaktere, das wechselnde Überschätzen und Verwerfen, das den unbefangenen Zuschauer mitunter fast seekrank macht.

Die seherisch angelegten Naturen tragen das Ganze eines Menschen als festes Bild mit Licht und Schatten in sich herum, das durch die wechselnden Erfahrungen nur leise modifiziert, nicht häuptlings umgestürzt werden kann. Widersprüche erstaunen sie nicht, denn sie wissen, daß diese zum Ganzen einer Individualität gehören. Sie kennen keinen sittlichen Eifer, und die richterliche Weisheit der andern ist ihnen ein Greuel; mehr noch als ihr Gemüt, empört sie ihren Intellekt. Das bringt sie in beständigen Gegensatz zu ihrer Umgebung, der solche Objektivität nicht selten als Kälte oder moralische Indifferenz erscheint. Gewiß ist ein Hauptgrund, wes-

halb so oft die Dichter und Seher sich in späteren Jahren ganz vom Verkehr der Menschen zurückziehen und ihr Leben in selbstgewählter Einsamkeit beschließen: die blinden Urteile der Schnellfertigen nicht mehr hören zu müssen.

❦❦

ARTIG AUCH GEGEN SICH SELBST. Wenn man seine Mängel nicht hätscheln soll, so hat man doch auch nicht nötig, sie mit Keulen auszutreiben. Man behandle sein Ich wie einen erprobten Freund, an dem man gelegentlich gern einen Fehler abstellen möchte. Man suche sich selbst durch freundlichen Zuspruch, allenfalls durch ein bißchen Schmeichelei, zum Besseren zu bereden. Man sage sich zum Beispiel in einem Moment der Verzagtheit:

„Komm! Ich kenne dich ja sonst als brav, hast schon manches Mal gut bestanden, wirst mir doch diesmal keine Schande machen."

Das Gelobtwerden für eine Eigenschaft, die man nicht hat, wird häufig zum Sporn,

sich diese Eigenschaft zu erwerben, und der wahrhaft Kluge muß auch verstehen, sich selber zu überlisten.

Das abstrakte Moralpredigen dagegen ist beim eigenen Ich so wirkungslos, wie beim fremden.

❧❧

DER DANK EIN ÜBEL. Dank soll man weder geben noch fordern. Er würdigt beide Teile herab. Durch einen Dienst, den man mir erweist, darf ich in nichts gehindert sein, sonst verwandelt sich die Wohltat in eine Übeltat, und nur aus dieser Gesinnung heraus darf ich anderen etwas Gutes erweisen. Wenn ihr mich nicht liebt für das, was ich bin, — für das, was ich tue, sollt ihr mich nicht lieben müssen, denn so halte ich's auch mit euch.

❧❧

Wer sich zur Dankbarkeit verpflichten läßt, der trägt eine Kette, gegen die er sich früher oder später empören muß, denn alle Liebe will Freiheit und Freudigkeit. Eine Wohltat, sei sie noch so groß, ist durch

innere Abhängigkeit zu teuer bezahlt. Wer sie in dieser Absicht erweist, macht ein Geschäft, bei dem er den Freund übervorteilt, und bleibt dabei doch der Betrogene. Um gerecht und liebevoll zu bleiben, habe man den Mut, undankbar zu sein.

❦❦

Das Danken ist eigens erfunden, um die Last der Dankbarkeit aufzuheben. Es ist eine Handlung, die sich mit einer anderen Handlung scheinbar ins Gleichgewicht setzt, was ein bloßes Gefühl nicht könnte. Sie macht denjenigen, der sie vollzogen hat, wieder zu einem freien Menschen.

❦❦

MACHT DER ÜBERZEUGUNG. Nichts auf Erden ist so unwiderstehlich wie Überzeugung, die aus tiefster Seele kommt. Sie ist der Strom, der alle Dämme bricht und alle Wasser mit sich reißt. Sie unterwirft sich sogar die Welt der Sinne. Eine häßliche Frau kann durch den felsenfesten Glauben, schön zu sein, ihre Umgebung so beein-

flussen, daß diese nicht mehr wagt, sie häßlich zu sehen. Ja, dieser Glaube braucht nicht einmal ausgesprochen zu werden, er teilt sich von selbst der Umgebung mit und schlägt den Widerspruch der Augen nieder.

❦❦

DER GROSSE UND SEINE ZEIT. Bringt die große Zeit das große Individuum hervor, oder umgekehrt das große Individuum die große Zeit? Müßige Frage. Immer wenn die Spannung sehr groß wird, so gibt's irgendwo eine große Entladung, die der große Mensch heißt. Dieser wird das gestaltende Prinzip, durch das die ringenden Gewalten seiner Zeit sich klären.

❦❦

DER KLEINE UND SEINE ZEIT. Wenn einer seufzt: „Ach ja, zu meiner Zeit" — so hat er mit drei Worten sein Bild gezeichnet. Ich sehe ihn vor mir, wie er ein Weilchen flott mit seinesgleichen den breiten Strom hinuntertreibt, vielleicht während des Dezenniums, in das seine zwan-

ziger Jahre fallen, und wie schon das nächste Dezennium ihn über Bord wirft. Wer seine eigene Welt hat, dessen Zeit ist nie und immer.

❦❦

UNSER EIGENTUM. Das ganze Leben wird uns von außen aufgedrungen, nur eines gibt es, was wir selbst gestalten können: unser Ich. Dies ist der Garten, den ein jeder zum Bebauen erhalten hat. Wenn er verwildert und verödet, so ist es unsere eigene Schuld. Wir können keinen, aber auch gar keinen Genuß im Leben finden, als von den Früchten, die in diesem Garten gewachsen sind.

❦❦

DIE WERDENDEN. Welch größere Wohltat kann man einem suchenden Menschen erweisen, als daß man ihm zu seinem eigenen Ich den Weg finden hilft?

❦❦

Niemand soll junge Leute von Dummheiten zurückhalten. Dummheiten sind die

beste Grundlage für künftige Weisheit. Weisheit der Jugend ist ein unerfreuliches Gewächse. Freilich gibt es auch ab und zu begabte Individuen, die nicht von vorn anzufangen brauchen, die schon mit allen Erfahrungen wie mit Niederschlägen einer früheren Existenz zur Welt kommen. Aber sie bringen auch eine Müdigkeit mit und passen nicht ins Leben, weil sie zum Handeln unfähig sind.

❦❦

Der starke Mensch verzeiht sich jede Torheit, wenn sie ihn innerlich gefördert hat, weil er ihren Folgen tapfer standhielt. Was man sich nie verzeiht, sind die Unterlassungssünden, die kleinliche Vorsicht, wenn man etwas Großes hätte erleben können, dem man feige ausgewichen ist. Denn der starke Mensch hat einen Anspruch auf Kampf und Leiden. Es kommt eine Stunde, wo ihm des Glücks und Wohlseins zu viel wird, dann ruft er, um zu wachsen, selbst das Unglück herbei.

❦❦

Der starke Mensch verlangt im Grunde gar nicht, glücklich zu sein, er verlangt vielmehr die Grenzen seiner Natur abzutasten. All die persönlichen Eigenschaften kennen zu lernen, für die es im täglichen Leben keinen Raum gibt. Wie wenigen von uns ist es überhaupt noch vergönnt, sich selber zu erleben. Und das, woran wir am meisten leiden, ist nicht das Unglück, das uns trifft, es sind die Gespenster aller jener Erlebnisse, für die unsere Natur ausgerüstet ist, die uns aber nie und nirgends begegnen wollen.

❦❦

Zuweilen klafft ein breiter Riß zwischen dem Talent und dem Naturell eines Menschen. Das Talent treibt ihn, Dinge zu tun und zu sagen, die ihn in einen Zwiespalt stürzen, dem die Kraft seines Naturells nicht gewachsen ist. Dann verstummt sein Genius und überläßt ihn der Verantwortlichkeit, die er ihm aufgeladen hat. Delikate, sensible Naturen stürzen leicht in den Abgrund hinunter, an dessen Rand sie durch Zwang des Talents getrieben werden.

❦❦

SELBSTERZIEHUNG. Wenn ich einen Briefwechsel oder ein Tagebuch aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts lese oder wenn ich mir ganz alte Leute ins Gedächtnis zurückrufe, deren Jugend noch durch jene Zeit beeinflußt war, so überrascht mich nichts so sehr, als wie diese Menschen an sich selber gemodelt und ziseliert haben. Sie sahen ihr Ich als ein Kunstwerk an, das die Natur nur roh abbozzieren konnte, und dessen Ausführung ihnen selbst überlassen blieb. Auch die höchsten, edelsten Geister fühlten — und gerade die am meisten —, daß es noch vieler Arbeit bedurfte, um den Namen „Mensch" zu verdienen. Wer von uns Heutigen hat noch den Trieb, an seiner inneren Veredlung zu arbeiten? Glück genug, wenn wir von Natur aus nicht ganz verwahrlost sind, von uns selber aus sind wir's gewiß. Und ganz naiv wie Wilde stehen wir neben diesen Charakterkünstlern und Selbsterschaffern. Der Mensch im Urzustand bildet nur die Fähigkeiten aus, die ihm im Lebenskampfe vorwärts helfen, andere kennt er nicht oder er verlacht sie.

Auf diesen Standpunkt sind wir zurückverwildert. Unsere ganze Selbsterziehung geht darauf aus, uns womöglich eine dicke Haut und starke Ellenbogen anzuschaffen. Von jener inneren Reinlichkeit, die unsere Alten trieb, ihre Seelen immer so gründlich zu waschen, wie wir den Leib, davon ist keine Spur mehr vorhanden. Wir lassen unsere angeborenen Gebrechen ruhig wachsen und gedeihen, es wäre denn, daß sie uns am weltlichen Fortkommen verhinderten. Dies ist der einzige Fall, wo ihnen entgegengearbeitet wird.

Es gibt zwar noch Naturen mit künstlerischem Bedürfnis, die ihren Geist wie eine herrliche Parkanlage behandeln, wo man Haine pflanzt und Blumenbeete anlegt, Hecken durchbricht, um Wege zu ziehen und Aussichtstürme zu errichten. Diese Gattung lebt noch, obgleich sie selten geworden sind, die letzten Exemplare der Spezies Kulturmensch. Aber Gemüt und Charakter gleicherweise urbar zu machen, den ganzen Menschen zur künstlerischen Vollendung zu bringen, das fällt ihnen gar nicht ein. Diese

großen unendlichen Gebiete ihres Ichs geben sie jedem Zufall preis, hier herrscht der roheste Naturalismus. Sie sind zu blind oder zu schlaff oder zu eingebildet, um da Hand anzulegen, und ertragen es geduldig, daß Verhältnisse und Erziehung sie verpfuschen, sie geben sich willenlos zum Objekt äußerer Einwirkungen her. Ihr ästhetisches Gefühl ist nach dieser Seite völlig stumpf. Die geistige Kultur hat mit Seelenadel nichts mehr zu tun, und nicht nur die materiellen, sondern auch die höchsten geistigen Güter befinden sich großenteils in den Händen von reich gewordenem Pöbel, denn auch geistige Güter sind mit Geld zu erwerben. Pöbel ist jeder, der nur mit persönlichen Zwecken umgeht: erwerben, scheinen, gelten, verdrängen, festhalten. Pöbel ist, wer vor dem Unglück stehen kann, ohne sich für einen Augenblick wenigstens seines Wohlbefindens zu schämen. Wer nicht in seinem Herzen einen umhegten Garten hat, dessen Blumen er schont und gießt, und den Freunde ohne Gefahr betreten können, der ist Pöbel.

Seit unsere Kultur ihr altes Fundament, den Humanismus — wie bezeichnend war schon das Wort für das ganze Streben! — hat abgraben und sich ein neues, die Naturwissenschaften, unterschieben müssen, gibt es keine vollen Menschen mehr. Es gibt sie noch nicht wieder, sollte ich besser sagen, denn eine Höhe, die einmal erreicht war, kann nicht auf die Dauer verloren gehen.

❦❦

GEISTIGE STRÖMUNGEN. Ebenso wie im Kosmischen, braucht es auch in der Ideenwelt die kalten und warmen Strömungen, die einander begegnen, durchdringen, ablenken und modifizieren müssen; den Golfstrom der Begeisterung, den auf seinem Lauf die Palme begleitet, und die eisigen Polarwasser der Skepsis, der Kritik und Negation, um die allgemeine Bewegung zu erhalten.

❦❦

Im Seelenleben kann sich, wie im Reich der Natur, Wärme jederzeit in Bewegung

umsetzen. Wo ich stark empfinde, kann ich meine Empfindung auf andere übertragen, bin ich aber kalt, so bleibt alles um mich starr und regungslos.

❦❦

DEFINITIONEN. Alles Seiende ist ein großer Zusammenhang. Wo man durchschneidet, um ein einzelnes Glied herauszuheben, da wird der Lebensnerv durchschnitten, und man hat ein Stück toter Materie in der Hand. Es ist etwas Häßliches und Gehässiges um die Sucht der Menschen zu definieren. Wo man definiert, da irrt man schon, denn definieren heißt Grenzen ziehen, und die abstrakten Dinge haben keine Grenzen. Aber manchem ist erst wohl, wenn er zwischen lauter festen Sätzen auf- und abgehen kann, wie ein Kerkermeister zwischen Gefangenenzellen, in denen er die armen Häftlinge lebendig eingemauert verschmachten läßt.

Worte sind meist die Häscher und Schergen des Gedankens. Man sollte den Mund nur öffnen, um eingeschnürten Wahrheiten



die Freiheit zu geben, nicht um neue Gefangene zu machen.

❦❦

NEUE GEDANKEN. Wirklich, es gab einmal neue Gedanken! In der Zeit, wo die Menschen viel langsamer und bedächtiger dachten, konnte es kommen, daß einer einen Gedanken fand, der ganz neu und blank war, der den Hörer überraschte und sich ihm als etwas Wahres, Dauerndes in die Seele prägte. Das mußte ich denken, als ich die „Trostschrift“ des Plutarch an den Appolodoros las. Als der Mann sich hinsetzte und so viele Zeit verlor, um einem Vater über den Tod seines Sohnes alle jene Tröstungen zu schreiben, die uns so schrecklich banal klingen und gar nichts mehr sagen, da waren sie noch etwas, waren Gedanken, die einer zum erstenmal dachte, die der andere zum erstenmal hörte und sie wie köstliche Spenden aus unbetretenen Kammern empfing. Sie zeigten ihm das Ereignis in einem ganz neuen, überraschenden Lichte, und haben ihn vielleicht — ja gewiß — in Wirklichkeit ge-

tröstet. Wo nähme man heute noch einen Gedanken her, der durch Neuheit so bezaubernd wirkte? Sie fliegen alle wie Spreu herum, sind ausgedroschen und haften nirgends.

❧❧

TODESSTRAFE. Die Todesstrafe ist eine empörende Ungerechtigkeit, weil jeder Unschuldige, der von einer Hinrichtung Kenntnis hat, mit hingerichtet wird. Doppelt empörend ist es, daß man mit Vorliebe den Sonnenaufgang zum Zeugen nimmt. Ist das noch eine Erinnerung an die alten, gräßlichen Opferbräuche, die den Sonnengott durch Menschenblut zu ehren glaubten? Welch ein widriger und abscheulicher Gedanke, daß Morgenstunde Blut im Munde haben soll! Daß der Verurteilte aus Schlaf und Traum, die ihn wieder unschuldig gemacht haben, herausgerissen und wie ein Kind, das kaum noch von sich selber weiß, dem Henker übergeben werden soll! Denn der erwachende Mensch ist gleich dem Kinde.

Macht eure alten, scheußlichen Bräuche

in der Mitternacht ab, wenn ihr nicht davon lassen könnt, dahin gehören sie. Der junge Tag will noch rein sein von Blut, wie jeder Mensch in der Frühe selber wieder rein wird und mit unschuldiger Milch- und Pflanzennahrung sein erneutes Dasein beginnt.

❧❧

MENSCH UND GOTT. Die Gottheit bedarf ebenso des Menschen, wie der Mensch der Gottheit bedarf.

❧❧

Ein völlig einfältiger Glaube steht am besten dem Manne der Tat zu Gesicht. Von dem Helden erwartet man nicht, daß er zugleich Denker sei; er bedarf eines ganz persönlichen, unmittelbaren Zusammenhangs mit der Gottheit. So kann er das Ungeheure unternehmen, kann sich als einziger Weißer mit einem kleinen geworbenen Negerhäuflein in einen unerforschten Erdteil wagen, Feinden entgegen, deren schauerliche Naivität nur ein schätzbares Stück Kochfleisch in ihm sieht. Wenn die Tore der Zivilisation

auf Jahre hinter ihm zugeschlagen sind, wenn der Tod auf Schritt und Tritt mit Sprüngen eines tollen Affen hinter ihm hersetzt, dann fühlt er sich durch einen direkten Faden von oben gehalten und erlebt Stunden, wie sie kein anderer erleben kann. Er wird für sich selber eins mit der Weltordnung, deren Befehle er vollzieht. Um so liebenswürdiger erscheint er, wenn er bei der Heimkehr wieder unter die Sterblichen zurücktritt, indem er die Trophäen, auf die er sich selbst kein Recht zuschreibt, im Heiligtum seines Gottes niederlegt.



MANN
UND
WEIB

Gottes Auge sieht von Anbeginn zwei Menschen einander gegenüberstehen: Mann und Weib. Wie die Zwei sich lieben und hassen, so haßt und liebt sich nichts mehr auf Erden. Für ihn sind es immer die nämlichen, denn was zwischen ihnen geschieht in Liebe und Haß ist durch die Jahrtausende immer dasselbe. Er kann da so genau nicht zusehen.

❧❧

Mann und Weib sind zwei Nationen, die niemals fraternisieren, am wenigsten, wenn sie sich zu der großen Allianz die Hand reichen.

❧❧

Liebe macht die Frauen hellsehend und die Männer blind. Denn die Frau will ein Ideal verwirklichen, der Mann will nur seinen Willen durchsetzen und unter allen Umständen Recht behalten.

❧❧



Die Männer leiden an einer Art geistiger „Übersichtigkeit". Sie sehen ferne Horizonte, aber nicht die kleine Welt, die vor ihrer Nase liegt. Darum werden sie von den Frauen, denen die kleine Welt gehört, an eben dieser Nase herumgezogen.

Männer, die von dieser Regel eine Ausnahme machen und die Frauen durchschauen, sind für die Frauen unwiderstehlich, vorausgesetzt, daß sie zugleich die großen Horizonte umfassen. Ist dies aber nicht der Fall, so werden sie von ihnen verachtet.

❦❦

Es ist ein Stück Atavismus, daß raffinierte Männer die Frauen mißhandeln, um von ihnen geliebt zu werden. Die Wilden fingen die jungen Mädchen ein, betäubten sie mit Keulenschlägen und schleppten sie in ihre Hütten. Es war dies die Form der Werbung, durch die sie auf die Liebe vorbereitet wurden, und noch heute gibt es Beispiele genug, wo diese Form, ins Moralische übertragen, mit Erfolg angewendet wird.

❦❦

„Ist es dem Menschen nicht gestattet, Tiere zu jagen, Bäume zu fällen für seine Notdurft zur Speisung und Heizung; Blumen zu pflücken zur Lust seiner Augen? Und sollt' ich, ein Mann, nicht zum Spiel das niedere Wesen, das Weib, mir pflücken?"

Nur immerzu! Pflücke so viel du pflücken kannst, von dem, was niedrig wächst, du brauchst dich nur zu bücken. Wenn du dich am Ende deiner Bahn besinnst, so wirst du finden, daß du selber der Zerpflückte bist.

❦❦

Schwachheit des Weibes! Ja, sie ist unaussprechlich, es gibt nur ein Geschöpf, das schwächer ist — der Mann!

❦❦

Die schönen Frauen sind dem Manne im ganzen nicht sehr gefährlich, denn sie machen Ansprüche, die er sich schwer auf die Dauer gefallen läßt.

Was er zu fürchten hat, ist eine gewisse Sorte Frauen, die von der Natur mit wenig

Reizen und gar keinen inneren Gaben ausgestattet sind. Das sind die Schmarotzerpflanzen des weiblichen Geschlechts. Sie haben nichts, als ihre Bedürftigkeit, womit sie sich am Manne anklammern und festsaugen. Sie kriechen am Boden hin und umschlingen ihn von unten auf. Sie haben keinen Willen, keine Gedanken, keine eigene Geschmacksrichtung, sie haben nur den Trieb, sich festzuklammern, sie fordern keine Achtung, dulden jeden Fußtritt, arten sich nach Belieben um, aber halten fest. Die sind es, die das Unglück des ganzen Geschlechtes in der Liebe verschulden. Sie entwerten die Weiblichkeit. Sie sind wie die niedrigen Konkurrenzgeschäfte, die durch Schleuderpreise den anständigen Handel verderben. Das Nachbeten und Anräuchern, woran sie den Mann gewöhnen, fordert er dann vom ganzen Geschlechte als sein Recht.

❧❧

Es gibt für einen geistig hervorragenden Mann — sei er Künstler, Gelehrter oder was auch immer — keine gefährlichere Klippe als

weibliche Bewunderung. Wenn sich eine Anzahl alleinstehender Damen, besonders Witwen, um ihn festsetzt, die ihn als Orakel verehren, so muß er sich selber scharf in Obhut nehmen, sonst machen sie ihn erst eitel, dann unduldsam gegen andere Meinung und schließlich gegen alles, was nicht von ihm selber ausgeht, voreingenommen.

Der männliche Geist neigt ohnehin viel leichter zum Erstarren; tritt noch die Selbstgefälligkeit hinzu, so wird ihm jeder eigene Gedankenfund zum Unumstößlichen, Absoluten, und ein Mensch, der zu fortschreitender Entwicklung berufen war, trägt sich am Ende mit lauter fertigen Begriffen, die nichts sind, als die Totenstarre seines Geistes.

Umgekehrt können geistvolle Frauen durch männliche Huldigungen nie so verderbt werden. Ihre größere Beweglichkeit läßt kein Erstarren zu, ihr Geist wird im Gegenteil immer flüssiger und feuriger, wenn er auf andere Geister wirken kann, und — „die Arge liebt das Neue.“ Besseres Zeugnis ist ihr nie aus Männermunde gegeben worden.



DIE DRITTE. Hier sei eine Warnungstafel für Liebende aufgestellt. Ich male darauf das Bild der Dritten.

Sie wird in jedem Jahrgang geboren und kann jedes beliebige Äußere haben, aber am liebsten denke ich sie mir in ihrer völlig typischen Gestalt. Da ist sie lang und schlank, farblos und geschmeidig, mit langen Armen, die wie zum Umschlingen, mit Händen, die zum Greifen gemacht sind. Ihre Füße huschen, man hört nicht, wo sie geht. Schön ist sie niemals. Sie hat niemals einen eigenen Gedanken, ihr Geist ist eine ganz weiche Masse, die sich bequem in jede Form gießen läßt. In weiblichen Augen ist sie ein reines Nichts, durch das kein blühendes, gesundes Weib sich in seinen Rechten bedroht fühlt. Darum wird sie gerne von den Ehefrauen protegiert, besonders von den eifersüchtigen, die kein glänzendes Mädchen um sich dulden würden. Ihr Ruf ist der beste und schwer zu erschüttern. „Die Arme,“ heißt es, „sie hat ja gar keine Reize.“ Sie schleicht sich in einen Haushalt ein, erweist sich der Frau hilfreich, dem Manne unentbehrlich. Immer

ist es die Frau, die ihr die Tür geöffnet hat. Aber sie ist ein gefährliches Nichts. Ihr ganzes Innere ist eine große Leere, die aufgähnt nach dem Mann, sie will ihn an sich, in sich reißen, ihre Arme begehren ihn zu umstricken, ihr Geist begehrt sich mit seinem Geist, ihre Seele sich mit seiner Seele zu füllen. Sie ist das Raubtier unter den Weibern. Ihre Beute werden nur die schon gebundenen Männer, den Junggesellen ist sie nicht gefährlich, sie ist als Dritte geboren; kein Mann würde sich mit Absicht an sie verschenken. Aber der Ehemann glaubt keinen Grund zur Vorsicht zu haben; ihm tut es wohl, ein Weib, das er für gänzlich uninteressiert halten muß, um seine Person beschäftigt zu sehen. Sie drängt sich leise, unmerklich an ihn heran, sie lauscht ihm seine kleinen Eigenheiten ab, denen sie zu schmeicheln versteht, sie merkt auf seine Gewohnheiten und ist vor allem beflissen, ihm immer Recht zu geben. Hat er irgend einen besonderen Hang, auf den die Frau nicht einzugehen vermag, die Dritte spürt ihn auf, zieht ihn durch ihr Entgegenkommen

groß. Spricht der Mann, so ist sie ganz Ohr, sie saugt Nahrung aus seinem Geiste, und ihm ist dabei so behaglich, wie einer Mutter, die die Milchströme in ihrem Busen rinnen fühlt.

Zuerst ist die Zufriedenheit der Ehegatten durch sie gesteigert, sie haben einen Ableiter für die Stunden, wo sie glücksübersättigt zur Verstimmung neigen, sie ahnen keine Gefahr. Aber ihre einsamen Spaziergänge werden seltener, der Mann merkt, daß ihm etwas fehlt, wenn die Dritte nicht zugegen ist, er fühlt das Bedürfnis, von Dingen zu reden, die zwischen ihr und ihm angeregt sind und woran die Frau schon keinen Teil mehr hat. Sind erst diese heimlichen Fäden zwischen ihnen gezettelt, so hat die Frau, wenn sie eine reine, edle Natur ist, schon verloren, und es liegt nur an der Dritten, wie lange sie das Zusammenleben der Gatten noch dulden will. Nur wenn die Frau selber vom Raubtiergeschlecht ist, wenn sie sich auf das Ducken und Schmiegen, auf das Leisetreten und Huschen und Starkanpacken

versteht, so kann sie sich der Dritten noch erwehren.

Der Mann, der einem solchen Weibe verfällt, ist rettungslos verloren. Sie saugt seinen Geist, er bleibt ihr aber nicht; wie allzu gierige Säuglinge verschüttet sie die Nahrung und bleibt immer leer; sie zieht den Mann mit hinab in ihre gähnende Leere. Bald erträgt er keine Gesellschaft mehr, als nur die ihre. Der Widerspruch, dessen sie ihn entwöhnt hat, dünkt ihm eine Beleidigung, je kleiner er wird, um desto größer sieht er sich. Er ist unglücklich, weil die Welt ihn nicht ebenso groß sehen will, er verbittert und fühlt sich nur noch wohl neben seiner Vergifterin, die nun die Dosis immer mehr verstärken muß, bis sie ihn durch ihre Schmeichelei ganz verdummt hat und ihn jetzt selber nicht mehr ertragen kann. Ihr zehrendes Verlangen hat sie unterdes gestillt und kann sich nun anderswohin wenden; sie läßt ihn dann ganz hohl und ausgeleert zurück. Manchmal bleibt sie auch bei ihm, aus äußeren Gründen, dann behandelt sie ihn schlecht und rächt sich für

die Schmeichelei, die sie an ihn verschwendet hat.

So deutlich ich sie hier gemalt habe, kein Mann wird die Dritte erkennen, wenn er ihr begegnet, nur Frauenaugen sind scharf genug, sie zu durchschauen.

❧❧

BOA CONSTRICTOR. Im Deutschen ist die Schlange weiblichen Geschlechts, und man hat ihre Prädikate so oft auf die Evastochter übertragen, daß man sich die alte Feindin des Menschengeschlechtes immer in Weibsgestalt denkt. Eine Schlangenart aber gibt es, die in allen Sprachen männlich ist: der Boa Constrictor. So sei einmal zur Abwechslung dieser vorgeführt.

Er ist immer ein Mann von glänzenden Gaben, der aus Mangel an irgend einer wichtigen Qualität darauf verzichten muß, sich im Leben hervorzutun und unter Männern etwas zu gelten. Darum wirft er seinen Ehrgeiz und seine Herrschsucht auf das weibliche Geschlecht. Seine Opfer werden vor-

zugsweise die geistvollen Frauen; den Dutzendweibern ist er viel weniger gefährlich, er stellt ihnen auch nicht nach, denn er sucht nicht, was sonst der Mann beim Weibe sucht. Er sucht nur das Geistige in ihr, das Seelische, das innerste, weibliche Selbst, für das der normale Mann zu grobe Finger hat. Durch das Mitteilungsbedürfnis bemächtigt er sich ihrer Seele, wie es der katholische Priester tut, und wie dieser wird er ihr unumschränkter Herr und Gebieter. Die femme incomprise ist gar nicht die lächerliche Figur, als die sie in der älteren Literatur hingestellt wurde. Sie existiert überall, wo ein begabtes oder auch nur eigentümliches Weib existiert, denn auch die Männer, die uns am stärksten lieben, denken nicht daran, unser tiefstes Sein belauschen zu wollen, dazu sind sie viel zu sehr mit sich selbst, mit ihrer Leidenschaft beschäftigt. Oft sind es gerade die gefeiertsten, die angebetetsten Frauen, die völlig ausgehungert sind nach ein wenig Verstandensein. Wenn einer solchen der Boa Constrictor begegnet, so hat er mit seinen spürenden Sinnen gleich



ihre individuellsten Bedürfnisse herausgetastet, er fühlt ihre feinsten Nervenschwingungen mit, denn von da aus wird er sie packen, zusammenschnüren, erwürgen. Sein Opfer verehrt in ihm den Weisesten und sittlich Höchsten aller Männer, weil er nicht auf das Weib, sondern auf das Individuum in ihr lauert. Den Mißton, der der ersten begeisterten Annäherung folgt, schreibt sie ihrer eigenen Unvollkommenheit zu, sie strebt, sich zu veredeln, um ihm näher zu sein, und nun spielt er nach Laune auf ihrer Seele. Je höher ihr Ernst, desto wilder sein Spiel; er verwandelt sich unablässig unter ihren Händen und ergötzt sich an ihrer Seelenqual, bis all ihre Saiten reißen. Denn er ist der geborene Frauenhasser: er rächt an ihr seinen Unmut darüber, daß es nur ein Weib ist, das er beherrschen kann.

Den Männern geht er instinktiv aus dem Wege, desgleichen solchen Frauen, von denen er sich durchschaut fühlt. Seine Gesellschaft wird auch allen denen, die nicht unter seinem Zauber stehen, in Bälde unerträglich, denn er kann über keinen Gegen-

stand sachlich reden. Überall scheint die persönliche Absicht durch, alles wird dehnbar, schillernd in seinem Munde. Nur seine verblendeten Opfer hängen bis zum letzten Augenblick an ihm fest, weil er fort und fort die Illusion zerstört und wieder erneuert, als ob das Ich bei ihm seine trauteste Heimstätte finden könnte.

Besonderes Merkmal: er ist niemals ein Don Juan, bei seinen Eroberungen will er nur das Machtgefühl auskosten, die Sinne sprechen nicht in ihm. Am ehesten hat er seinesgleichen unter den Jesuiten, den feinen, hochgebildeten, die, um zu herrschen, den Umweg über das weibliche Herz nehmen. Aber die Jesuiten dienen dabei einem höheren Zweck. Sein Zweck ist ein Widersinn: Herrschen und das Beherrschte zerstören.

❧❧

Gesteigertes Lebensgefühl in einer Familie, das bei den männlichen Gliedern oft zum Wechselmord und zu Verbrechen aller Art geführt hat, bringt die herrlichsten Frauentypen hervor. Das sieht man an vielen

Frauen der Geschichte, besonders an denen der italienischen Renaissance und der griechischen Mythe, die eine vergeistigte Geschichte ist; am schönsten stellt es sich in Goethes „Iphigenie“ dar.

Wenn das Weib durch starke Rasseanlagen über den seelischen Indifferenzpunkt, auf dem es gewöhnlich steht, hinaufgehoben wird, so können die positiven Elemente vorwalten, und es kann ein Bild vollkommenster Menschlichkeit entstehen. Dieselben Anlagen treiben den Mann, bei dem ohnehin die Hemmungen schwächer sind, auf eine Spitze, wo er sich überschlägt und ins Ungeheure stürzt.

❧❧

Jede begabte Frau sollte ihrem Geschlecht eine Wohltat hinterlassen, wie Fürsten an armen Orten, wo sie verweilt haben.

❧❧

Der Mann hat durch Zuchtwahl Jahrhunderte lang die Eigenschaften, die seinem Herrscher- und Besitzerinstinkt bequem

waren, an der Frau groß gezogen, er hat sie so lange an ihr gepriesen und besungen, bis die Frau in sein Ideal hineinwuchs. Er hat moralische Hypertrophien gezüchtet und sich dabei verrechnet, denn Prüderie zum Beispiel und Tugend sind grundverschiedene Dinge.

Man hatte sie so gewöhnt, sich dem vom Manne geprägten Typus anzupassen, daß sie gar nicht mehr wagte, ihrem Instinkte zu folgen, oder ihr Instinkt lag selber im Bann der Suggestion. Da ist es denn so weit gekommen, daß die meisten Frauen heutzutage nicht nur nicht wissen, wie sie über eine Sache zu *denken* haben, sondern nicht einmal, wie sie *fühlen* sollen, bevor ihre Männer ihnen die Richtung geben. Man zeige ihnen die Erwartung, daß sie sich choquiert fühlen, und sofort fließen sie vor Entrüstung über, wo sie eben noch bereit waren, Beifall zu klatschen.

❦❦



Gibt es etwas Dümmeres, als das Protzen auf sein Geschlecht? Kann sich ein geistreicher Mann auf eine Eigenschaft etwas einbilden, die er mit unzähligen Nullen gemein hat?

❦❦

Die Juden hatten von alters her in ihrem täglichen Gebet den Spruch: „Herr Gott, ich danke dir, daß du mich als Mann geboren werden ließest.“ Seit aber der moderne Geist auch in den Mosaismus eingedrungen ist, glaubte man dem weiblichen Geschlecht einen Ausgleich schuldig zu sein, und die rechtgläubige Jüdin betet allmorgendlich an derselben Stelle: „Herr Gott, ich danke dir, daß du mich als das, was ich bin, geboren werden ließest“ — soll heißen: n i c h t als Mann. So ist der Judengott jetzt in der glücklichen Lage, es allen Teilen recht gemacht zu haben.

❦❦

Gottfried Keller, den wir so gern als den Unsrigen ansprechen, zeigt sich der Frau gegenüber nicht als Deutscher. Seine Weiber



sind viel kräftiger, vollsaftiger, herrschender, als die der deutschen Dichter. Hätte ein deutscher Dichter eingestanden, daß der wichtigste geistige Prozeß, der sich in ihm vollzog, der Bruch mit dem religiösen Herkommen, durch ein junges Mädchen angeregt wurde, das nicht an Unsterblichkeit glauben konnte?

❦❦

Gleichklang gibt keine Harmonie. Es kann in der großen Symphonie der Zukunft nicht Aufgabe des Weibes sein, dieselbe Stimme zu singen, wie der Mann. Nur dann kann sie die Kultur fördern helfen, wenn sie es wagt, einmal hell und klingend ihre eigene Stimme hören zu lassen, von der man erst vereinzelte Töne vernommen hat. Ja, wären nicht die großen Dichter, die immer ein doppeltes Geschlecht haben, so hätte kaum je ein Laut die dichte Atmosphäre, in der die Seele des Weibes lebt, durchdrungen. Denn wie die Frau vom öffentlichen Leben ausgeschlossen war, so durfte sie auch am häuslichen Herde nicht sie selber

sein: sie mußte sich vor dem Manne scheuen, der ihre Seele ein für alle Mal in bestimmte, von ihm geschaffene Formen gegossen sehen wollte, und noch zehnmal mehr vor ihrem eigenen Geschlecht, das sich in seiner Masse so gern zum Polizeidiener der Konvention hergibt. Jene Großen haben es der Welt verraten, wie der Seher Tiresias, was in den Stunden, da sie Weib waren, mit ihnen vorgegangen ist. Aber auch sie konnten nur unser Fühlen ahnend verdolmetschen, unser geistiges Ich, wer hat es je vertreten? Und wir selber, vertrauen wir ihm zur Stunde schon genug, um damit nicht bessere, aber andere Dinge aus der Natur herauszuholen als der Mann?

❦❦

Was ist es nun, wodurch wir uns im Durchschnitt vom Manne zu unseren Gunsten unterscheiden? „Der Instinkt," so pflegte er bisher mit mißverstandener Herablassung zu sagen, wie man etwa dem Tiere die Überlegenheit des Instinktes zugesteht. Aber wir

dürfen uns das Kompliment gefallen lassen. Es ist eine hohe Sache um den menschlichen Instinkt. Was sich dahinter birgt, ist eine starke psychologische Anlage, die, wo sie ihrer selber nicht bewußt wird, triebartig wirkt. Diese Gabe, nur auf persönliche Dinge angewandt, hat freilich unser Geschlecht in den verdienten Ruf der kleinlichen Berechnung und Ränkespinnerei gebracht; in höherem Sinne und in weiterer Sphäre wirkend, würde sie zur Wohltat für die Menschheit. Denn Psychologie ist es, was dem verworrenen Weltgetriebe vor allem not tut, sie müßte die Begleiterin des abstrakten Rechtssinns werden, sie müßte mit ihrer Fackel in alles Erziehungswesen leuchten, sie müßte überall, wo Menschen zusammenwirken, der strengen Sachlichkeit die Aufsicht führen helfen.

Nicht, als ob nun alle Frauen eine psychologische Anlage hätten und als ob allen Männern diese Eigenschaft mangelte. Es gibt Männer, die sie im allerhöchsten Grade besitzen — sonst gäbe es ja keine Dichter.

Allein die Dichter sind auch niemals die Repräsentanten einer ausgeprägten, einseitigen Männlichkeit. Es gibt hervorragende Frauen, denen sie gänzlich fehlt, aber eben an ihnen kann man die Probe auf den Satz machen, denn es pflegen diejenigen Frauen zu sein, die überhaupt in ihrer Handlungs-, ihrer Denk- und Sprechweise etwas Abstraktes, Prinzipielles haben und sich damit dem Wesen des Mannes annähern. Den Sinn für die heimlichsten Ursprünge des menschlichen Handelns wird man jedenfalls für ein Merkmal der weiblichen Natur gelten lassen müssen.

Dann wird die Frau frei und geachtet sein, wenn man von der bedeutenden Leistung eines Weibes nicht mehr sagen wird, daß es eine männliche Leistung sei. Wie, zum Lohn dafür, daß sie euch entzückt und gehoben oder gefördert hat, wollt ihr sie ihres Geschlechtes berauben und erklärt sie für ein Versehen der Natur? Es kann nichts Gedankenloseres geben. Die wahrhaft origi-

nelle Leistung eines Weibes wird auch allemal eine weibliche Leistung sein.

Wenn das taktlose Kompliment aus Männermunde kommt, so ist es nur als wohlgemeinte Unschicklichkeit anzusehen, daß aber der Chor der Frauen es nachbetet, statt die Persönlichkeit, an die es gerichtet ist, nach ihren innersten Merkmalen für sich zu fordern, ist eine Selbstentwürdigung, es heißt mit anderen Worten: Was kann aus unserem Armenviertel Gutes kommen!

So lange die Frau wie ein Mond den Mann umkreist, daß nur die eine ihm zugewendete Seite beleuchtet ist, während nach der anderen unbekannten niemand fragt, so lange ist es unmöglich, sich über die Fähigkeiten der weiblichen Natur überhaupt ein Urteil zu bilden. Man hat bisher das künstliche Durchschnittsprodukt der Töchterschule als natürlichen Normaltypus, höher geartete Frauen aber als Ausnahmen, gewissermaßen

als geistige Mißgeburten hingestellt und ist so zu einem ganz falschen Bild des Weibes gekommen. Gerade wie wenn man aus dem Mittel der durch Schuhwerk verkrüppelten Europäerfüße die Norm des menschlichen Fußes ableiten wollte.

Was die Frau im Durchschnitt als Gesellschaftswesen wert ist, darüber kann man erst reden, wenn sie sich einmal ungehindert mehrere Generationen hindurch nach ihren inneren Gesetzen entwickelt hat — wenn sie endlich als ein Gestirn erscheint, das sich um seine eigene Axe dreht und sein Licht von der gemeinsamen Sonne empfängt.

❧❧

Wenn die ungeheuren Anforderungen der modernen Zivilisation den Mann immer mehr zum Fachmenschen plattdrücken und ihm die Zeit zur humanistischen Ausrundung beschränken, so muß es Sache der Frau werden, der Menschheit ihre höchsten Erbgüter zu bewahren. Nach diesem Ziele hat die unaufhaltsam gewordene Frauenbewegung, die zunächst nur praktische Zwecke

verfolgt, allmählich umzulenken. Denn wenn es sich bei all dem Kraftaufwand immer nur um die Förderung und ökonomische Sicherung einzelstehender weiblicher Wesen, also um den Ausnahmefall handeln sollte, so wäre der Preis zu klein für so viel Mühe. Ein viel höheres Ziel muß gesetzt, ein allgemeinerer und noch viel zwingenderer Notstand muß gehoben werden: wir brauchen eine stärkere, adligere Mutter für die künftigen Geschlechter, als die Durchschnittsfrau von heute.

Bisher hießen die höchsten Tugenden der deutschen Frau: Unterwerfung und Entsagung. Die deutsche Nation in ihrer langen wirtschaftlichen Misère brauchte jenen Typus des weiblichen Lasttieres (der nun schon der Vergangenheit anzugehören beginnt), und deshalb züchtete sie ihn, indem sie ihn mit unbewußter Absicht zum Ideal erhob. Kein anderes modernes Kulturvolk hat ein so niedriges, nur auf Unterdrückung der Persönlichkeit beruhendes Frauenideal geschaffen wie das deutsche. Man denke nur an Shakespeares Frauencharaktere oder an die weib-

lichen Lieblingsgestalten der italienischen Renaissance. Aber auch der Deutsche kannte dieses Ideal der negativen Frauentugenden erst, seitdem er es brauchte. Die deutsche Edeldame des Mittelalters war sogar gebildeter als der Edelmann, und man fand dies nicht unweiblich, sondern ganz natürlich: sie hatte ja mehr Zeit zum Lesen und zum Verkehr mit den wandernden Sängern, als ihr beständig in Raufhändel verwickelter Eheherr. Erst die tiefe, dauernde Verarmung der Nation nach dem dreißigjährigen Kriege mit dem Niedergang alles dessen, was das Leben schmückt, erzeugte jenen Frauentypus, dessen höchstes Streben auf Selbstentäußerung gerichtet war. Sonst pflegen in Zeiten vaterländischer Not die Frauen ihr Geschmeide darzubringen. Die deutsche Frau hat viel, viel mehr geopfert: die Grazie, die Eleganz, die Bildung, die gesellschaftlichen Reize und Talente und noch anderes mehr, das sonst allerwärts der Frauen Erbteil ist. So wurde sie die ungraziöse, pedantische, kleinliche, aber nützliche deutsche Hausfrau, deren Mangel an Form sich beim Sohn

aufs Geistige übertrug, so daß Formlosigkeit vom deutschen Geiste unzertrennlich geworden schien. Noch mehr, sie opferte sogar ihr Geschlecht: in den Familien, wo die Mittel nur zur Ausstattung der Söhne reichten, da wurde sie, ohne zu rebellieren, die einsame, lächerlich gemachte, von aller Welt herumgestoßene „alte Jungfer". Man könnte sagen: Mit dem gemeinsamen Sparpfennig der „guten Hausfrau" und der „alten Jungfer" ist der große deutsche Gelehrtentypus erzogen worden. Freilich hat dieses Opfer der Frauen Deutschland in seiner schlimmsten Zeit über Wasser gehalten und ihm seinen geistigen Rang unter den Nationen bewahrt. Die Tränen aber und die Schweißtropfen, die darum vergossen wurden, hat niemand gezählt. Niemand fragt, wie viel blühende, gesunde Gestalten, verkümmert und zur Unfruchtbarkeit verdammt, in den Winkel geworfen wurden, um Stubenhocker groß zu ziehen, aus denen dann in tausend Fällen einmal eine Leuchte der Wissenschaft hervorging.

Heute steht es anders. Die negativen

Frauentugenden sind auch in Deutschland überflüssig geworden, seitdem die Nation sich regen kann. Die deutsche Frau möge nun den abgelegten Schmuck wieder hervorsuchen, um würdig unter ihren Schwestern zu erscheinen. Aber sie hat noch mehr zu tun als das. Wenn der männliche Geist, dank der Spezialisierung aller Wissenschaft, einmal der Doppelaufgabe nicht mehr gewachsen sein wird, die neuen wissenschaftlichen Ernten einzuheimsen und die vollen Scheunen des Altertums zu bewahren, dann muß die gebildete Frau an seine Seite treten und die Lücke füllen. Früher schuf er die geistige Atmosphäre, und die Frau hatte im günstigsten Falle als Genießende daran Teil. Es dürfte eine Zeit kommen, wo er ihr gerade auf diesem Punkt als der Empfangende gegenüberstehen wird. Er nehme ihr nur den Kampf ums Dasein, der ihr auf die Länge doch zu hart sein dürfte, wieder ab, dafür wird sie ihm Hüterin der geistigen Schätze werden, wie sie es bisher nur der materiellen war. Zweifelt nicht, daß sie sich trefflich zu diesem Amte eignen wird. Ihr Geist ist

noch jugendlich, unverbraucht, nicht durch tausendjährigen Drill verdorben, ja und ich wage mir einzubilden, daß er bei seiner größeren Beweglichkeit überhaupt nicht so leicht zu verderben ist. Jedenfalls wird er auf lange Zeit im stande sein, sich selbst gegen ein verkehrtes Schulsystem zu halten, bis dann endlich unter seiner Mitwirkung auch dieses verkehrte System gebrochen wird.

Kein Zweifel, die Herkulesarbeiten der Zukunft werden wie die der Vergangenheit vom männlichen Geschlecht verrichtet werden. Der Frau liegt es ob, den würdigen Kulturhintergrund für die Taten der künftigen Heroen zu schaffen, damit die Menschheit nicht trotz ihrer Gottähnlichkeit in die Barbarei zurückfalle. Etwas ähnliches fühlen schon die Amerikaner von heute, die es richtig finden, daß ihre Frauen sich eine feinere Bildung aneignen, als ihnen selbst die Geschäfte gestatten. Nur daß diese Bildung, weil sie aus literarischen Modeerzeugnissen besteht, der Nation auch bloß äußerlich zu gute kommt. Die tief sprudelnden

Quellen einer klassisch-humanistischen Bildung allein haben die innere, lebenwirkende Kraft. Diese Bildung muß vom häuslichen Herde ausgehen, denn bei Bilderbuch, Lied und Märchen liegt der Anfang aller Kultur. Götter und Heroen sind zu Spielkameraden der Kindheit eben gut genug. Dann mag man immerhin dem Jüngling die Zeit für die klassischen Studien beschränken, die Mutter hat ihm den Weg nach Rom und Hellas abgekürzt, und sollte ihm je im Dienste exakter Wissenschaften ein Teil der ererbten Schätze abhanden kommen, so muß er sie später an seinem eigenen Herde wiederfinden.

Vielleicht wird Männerstolz und -Voreingenommenheit ungern eine so große Macht in die Hände der Frauen übergehen sehen. Die einen werden fürchten, daß die Frau Herrschaftsgelüste bekomme, die anderen, daß die häusliche Bequemlichkeit darunter leide. Unbesorgt, ihr Kleingläubigen. Der Geist ist überall ein gar brauchbares Ding und selbst für die kleinste häusliche Verrichtung gut. Und was das andere betrifft — so lange es Männer gibt, war es ihr

Los, von Frauen unterjocht zu sein. Schon die Sprache plaudert dieses Geheimnis aus. Die niedrigste Maitresse ist eine „Gebieterin". Ist es nicht besser, eine kluge Freundin, als eine stumpfsinnige Gebieterin zu haben?

Freilich, es hat noch gute Wege, bevor die Frau diese Höhe ersteigt. Was sich heute unter dem Titel des „modernen Weibes" spreizt, jene seltsame Mischung von Prätension und Unzulänglichkeit, die auf wirkliches Können noch nicht eingerichtet ist und das Opferbringen verlernt hat, das ist eine unreif gefaulte Frucht am Baum der Zivilisation.

❧❧

Geistreiche und schöpferische Frauen haben in unseren Tagen mit Bewußtsein unbedeutende Männer geheiratet, bloß weil diese jung und hübsch waren, und haben sich mit der Befriedigung der Sinne befriedigt erklärt. „Mein Mann braucht keinen Geist zu haben, wenn er mir nur gefällt," denken sie mit überlegenem Lächeln, wenn sie auch noch nicht so weit gehen, es auszusprechen.

Die Natur bäumt sich auf, aber das Experiment, einmal gemacht, findet Nachahmung. — Und hat nicht auch die Natur sich aufgebäumt, als zum ersten Mal der Mann seine Genossin zum Haustier erklärte?

❦❦

NIETZSCHE UND DIE FRAUEN. Nietzsches Werk ist im Grunde selbst ein „Sklavenaufstand". Die Werte, die er umwerten will, kleben noch an ihm fest, er ringt mit ihnen, bald wird er Meister über sie, bald sie über ihn. Ist es nicht ein ganz breites Stück Philisterium, wenn er, wie in der Biographie seiner Schwester zu lesen steht, dem kleinen Mädchen den Homer, für den er selbst begeistert ist, als unpassend verweist? Mädchen sollen keinen Teil am Größten, Wahrsten, Einfachsten haben, das den Menschen auf den Boden der Natur zurückversetzt! Und warum? Er sagt es uns nicht. Für Mädchen paßt die biblische Geschichte, sagt er, gerade wie der Herr Pfarrer oder der Herr Schulmeister sagen würde. — Und eben weil er noch die Spuren der alten Ketten an

sich trägt, deshalb laufen ihm die Freigelassenen aller Länder in Scharen zu. Die F r e i g e b o r e n e n haben nichts bei seiner Fahne zu suchen.

Daß er mit dem Hergebrachten nicht fertig geworden ist, beweist er durch seine Stellung zum Weibe, der Amme und Erzieherin des Menschengeschlechts, die alle Saat der Zukunft sät. In seinem Haß gegen den „Feminismus" vergißt er ganz, daß es die kräftigsten, jugendlichsten Rassen sind und waren, die der Frau die überlegenste Stellung eingeräumt haben: im Altertum die Dorer und unsere germanischen Vorfahren, in unserer Zeit die Amerikaner, denen man doch Männlichkeit nicht absprechen wird. Wogegen der weichliche und w e i b i s c h e Orient die tiefste Unterdrückung des Weibes erfand.

❧❧

Nietzsche ruft Wehe über das Weib, das sich vor dem Manne nicht mehr fürchtet. Aber wo sind denn die Männer, vor denen das Weib sich heutzutage „fürchten" kann?

Das männliche Ideal ist dem Weibe zerstört, seitdem das Zeitalter nur Spezialisten auf jedem Gebiet heranzieht. Sein Dämonisches ist von dem Manne gewichen, und damit hat alles „Fürchten“ ein Ende. Keine Unabhängigkeit des Weibes kann dem Manne den Zauber nehmen, den er auf sie ausübt, wenn er sich nicht selber sein begibt. Laßt nur einmal ein neues, starkes Geschlecht von männlichen Männern kommen, und alle Ausartungen der Frauenbewegung werden in sich zusammensinken, wie ein Luftkissen, dem sein Inhalt entströmt. Das Fürchten aber wird ein gegenseitiges sein, wenn die beiden sich in Zukunft finden und jedes vor dem ihm unbekannten Dämon des andern erschrickt. Denn was kann dem Weibe Überraschenderes und Größeres begegnen, als ein Mann, der diesen Namen verdient, was kann dem Manne fremdartiger und bezaubernder kommen, als das starke, seiner eigenen Natur bewußte Weib. Wo die zwei sich begegnen, da werden sie sich so übermächtig anziehen und doch auch durch ihre innere Verschiedenheit weit genug abstoßen,

daß sie gezwungen sind, in Ewigkeit als ein Doppelgestirn eins um das andere zu schwingen. Oder sie werden mit solchem Prall zusammenstoßen, daß beide Teile unter einem Feuerregen in Stücke gehen. Aber am meisten dabei gewinnen wird die Poesie, die wieder einmal große Leidenschaften zu besingen haben wird, wie in jenen Tagen der Vergangenheit, wo Mann und Weib einander die Wage hielten.

Die italienische Renaissance, die mit ihrer gewaltigen Bejahung der Persönlichkeit auch dem Weibe die positiven Eigenschaften abforderte, stellte neben ihre grandiosen Männergestalten fort und fort ebenbürtige, herrliche Frauen, die teils sichtbar, teils unsichtbar in das Ringen der Zeit eingriffen. Niemand nannte diese Frauen unweiblich, denn es war ja gerade die Entfaltung ihrer weiblichen Natur, die sie berechtigte, neben die Männer zu treten, wie siegverleihende Göttinnen neben ihre Heroen. Alle Leidenschaften wurden aufs höchste gespannt und entluden sich in unvergänglichen Werken und in unvergeßlichen Verbrechen.

Aus der Annäherung der beiden Geschlechter in dieser gespannten Atmosphäre erwuchs eine Menschensaat, in der die großen Genien wie Halme aufschossen. Kein Wunder, daß ihre Zahl unendlich wurde, als sollte ein neues Titanengeschlecht sich über die Erde verbreiten, bis die anflutende Barbarei dem Treiben und Sprossen ein Ende machte. Sobald nun das stiller werdende Leben das Weib auf seine negativen Eigenschaften zurückverwies, und darum auch sie aufhörte, dem Mann sein Äußerstes im Guten und Bösen abzulocken, wurde neben dem allgemeinen Rückgang der Nation auch der Genius wieder ein seltener Gast auf Erden. Und von nun an sank mit dem sinkenden Kulturniveau des Landes auch das Frauenideal der Italiener, und sank immer tiefer bis auf ein fast orientalisches Niveau herab, das sich erst in unseren Tagen, jetzt aber mit reißender Schnelligkeit, wieder zu heben beginnt.

DIE FRAU IN DER KÜCHE. Alle Gebiete hat der Germane der Frau verschlossen,

mit Ausnahme des einen, wohin sie nicht paßt, der Küche. Zu allem möglichen hat die Frau Geschick: zum Wundennähen, zum Prozesseführen, die Geschichte sagt sogar: zum Staatenregieren, nur zum Kochen hat sie, in der Gesamtheit genommen, keins. Wie schmackhaft ist der Tisch bei Franzosen und Italienern bestellt, wo Männer die Küche regieren. Auch bei den Griechen und Römern war es so. Das Mahl als Kunstwerk wird nur vom Manne begriffen. Der Mann ist ein inspirierter, ein genialer Koch, Ehre, wem Ehre gebührt, er dichtet mit dem Kochlöffel. — Wer je das Vergnügen gehabt hat, von einem kulinarisch gebildeten Junggesellen zu einer Mahlzeit geladen zu werden, die er selbst gekocht hat, der wird in meine Bewunderung einstimmen. — Seine geistige Helligkeit bleibt dem Manne am Herdfeuer ungetrübt, und seine Mühe ist gleich Null: er kann neben dem Kochen ein Bild malen oder eine Wahlrede einstudieren. Das weibliche Geschlecht ist in der Küche niemals produktiv gewesen, es kocht talentlos weiter nach vererbten Rezepten, und das ist noch

ein Glück, denn wenn es improvisieren will, so pfuscht es meistens.

Aber was schlimmer ist: die Frau verdummt am Herdfeuer. Diese Weisheit ist nicht auf meinem Grund und Boden gewachsen, ich verdanke sie einem alten Seefahrer und Weltweisen, der mir viele Sommer hindurch im Golf von Spezia die Küche bestellt und manches tiefsinnige Wort dazu geredet hat. Er war einer der klügsten Menschen und der besten Köche in einem Land, wo alle Menschen klug und alle Köche gut sind.

„Warum kochen denn bei euch die Männer?" fragte ich ihn eines Tages, da ich in jenem Lande noch ein Neuling war.

Er sah mich an, wie wenn ich gefragt hätte: „Warum ziehen denn bei euch die Männer in den Krieg?"

Dann sagte er einfach: „Das Herdfeuer ist zu heiß für die Frauen, es schadet ihrem Kopf, es macht sie blöde und zänkisch."

Da ging mir mit einem Male ein helles Licht auf: das Herdfeuer ist's, was die

deutsche Frau heruntergebracht hat. Und um sich für die widerfahrene Unbill zu rächen, kocht sie so langweilig, daß jeder feinere Appetit schon vom Ansehen der Schüsseln vergeht.

DIE FRAU IM HAUSE. Die Frauen sollten nicht klagen, daß ihre häusliche Beschäftigung zu niedrig sei, sie sollten Gott danken, daß sie nicht, wie die Männer, in Gefahr sind, von lauter Abstraktionen verschlungen zu werden. Wie freudelos ist das Tun des Beamten, der seine Bureaustunden absitzt, des Kaufmanns, der Zahlen an Zahlen reiht, gegen das ihre. Greift eine Hausfrau nicht hinein ins volle, strotzende Leben, wenn sie einen Sack mit Mehl öffnet? Ein Zuckerhut, ein Krug Öl, ein Korb voll Äpfel oder Nüsse, sind das nicht natürliche Gegenstände, deren Berührung ein sinnlicher, das heißt ein poetischer Genuß ist? Was gibt es Erquicklicheres, als einen Ballen schöner, starkkörniger Leinwand? Der Duft, den sie ausströmt, ist den Nerven wohltuend,

wie ein Bad, er erinnert noch an das wogende Feld, wo die blaue Leinblume blühte. Im Rohstoff ist noch die frische, sinnliche Wirklichkeit, während sonst ringsum im Leben alles schon verarbeitet und verbraucht ist. Sind darum nicht auch die Frauen der Natur näher geblieben und fähiger, ihr Lallen zu verstehen? Nur das laute, aufdringliche Gerassel müßte man der häuslichen Maschine abgewöhnen, denn das allein ist es, was die Frau im Hause erniedrigt.



AUS DER
WELT DES
HERZENS

Wir verlieren nicht, worauf wir freiwillig, wenn auch mit Schmerz, verzichten. Nur, was uns gewaltsam genommen wird, oder was wir nie besessen haben, das verlieren wir täglich aufs neue.

Freiwilliger Verzicht ist vielleicht die schönste und dauerndste Form des Besitzes.

❦❦

Es gibt keine Täuschungen des Herzens. Was das Gefühl uns sagt, ist alles wahr, wenn auch mitunter nur für einen Augenblick.

❦❦

An der schnellen Bereitschaft zur Gegenliebe erkennt man die kleinen Naturen.

Ich liebe, was mich liebt, sagt der kleine Mensch.

Ich nicht, ich liebe nur, was liebenswert ist, sagt der große.

Ich auch, entgegnet eifrig der kleine. Aber was mich liebt, das ist doch liebenswert.

❦❦

Die Liebe wie die Kunst idealisiert ihren Gegenstand, das heißt: sie erkennt sein wahres Wesen, entkleidet von allen Zufälligkeiten, und umfaßt auf einmal als ein Ganzes, was sonst im Leben nur stückweise und verschleiert zur Erscheinung kommt. Menschen, die wir lieben und verehren, haben für uns keine Jugend und kein Alter, sondern nur ihr unwandelbares, in Klarheit gesehenes Ich.

Ja, selbst auf die äußere Erscheinung erstreckt sich diese Macht. Es kann vorkommen, daß ein bedeutender Mensch, der uns leiblich schon als Ruine entgegentritt und dessen Jugendbildnis wir gar nicht gekannt haben, plötzlich durch ein Wort, eine Geste, ein Aufleuchten seines Genius die schon vom Alter berührte Hülle abwirft und in Jugendgestalt vor uns steht, wie die olympischen Götter.

❧❧

Eins der merkwürdigsten Hölderlinschen Gedichte aus der Zeit seines Irrsinns schließt

ganz unerwartet mit den prosaischen, aber seltsam ergreifenden Worten:

So muß übervorteilt,
Albern doch überall sein die Liebe.

Welche Wahrheit in diesem Satz. Der Dichter, der auch im Wahnsinn ein Seher blieb, hat damit der Liebe für alle Zeit ein sicheres Kennzeichen angeheftet: wo sie nicht albern ist und sich übervorteilen läßt, da ist die Liebe auch keine Liebe.

❧❧

Es gibt keine Form, unter der heutzutage ein Mensch dauernd in den Besitz eines anderen übergehen könnte, auch nicht die eine, noch übrige Form der Leibeigenschaft, die man Ehe nennt. Einzig die Liebe kann das Ich verschenken, aber auch ihre Schenkung muß Tag für Tag wiederholt werden, damit sie gültig bleibt.

❧❧

Wenn man in der Freundschaft eine schwere Enttäuschung erlebt hat, so geht noch eine Zeitlang das frühere Bild, das

man von dem Freunde hatte, das wertgehaltene, bewunderte, neben dem neuen, dem fremd oder feindlich gewordenen her. Es existieren dann zu unser eigenen Verwunderung für uns zwei Menschen, zwei ganz verschiedene, die denselben Namen tragen, bis das Bild des ersten, das sich nicht mehr auffrischen kann, blasser und blasser wird und endlich ganz vor dem zweiten verschwindet.

❧❧

Jede echte Freundschaft ist eine grüne, abgeschlossene, tief versteckte Laube, voll von Vogelgesang und Gaisblattduft, in der nur zwei Menschen Raum haben und die doch die ganze Erde umschließt. Verlieren wir den Freund, so verschwindet das zauberhafte Laubversteck mit all seinen Heimlichkeiten auf immer. Wir können vielleicht an einem anderen Ort eine neue Laube mit neuen Heimlichkeiten und Wundern bauen, aber die des ersten werden wir niemals wiedersehen, denn mit jeder Freundschaft stirbt zugleich eine ganze Welt.

❧❧

Jedes Individuum ist wie ein Himmelskörper in seine eigene Atmosphäre eingehüllt, der ein anderer, und wäre er der geliebteste Mensch, sich hüten muß, allzu nahe zu kommen, weil sonst unausbleiblich eine Abstoßung mit Störungen und Katastrophen aller Art entsteht. Aller Takt der Freundschaft und der Liebe gehe darauf aus, die richtige Distanz innezuhalten, um die Atmosphäre des andern nicht zu beunruhigen.

❦❦

OPTIK DER LIEBE. Alle Liebe, Bewunderung, Verehrung steht unter optischem Gesetz. Es bedarf einer Perspektive, nicht um die Täuschung zu erhalten, wie die Pessimisten meinen, sondern um richtig zu sehen. Rückt man einander zu nahe auf den Leib, so sieht keins mehr das Bild des andern, es sieht nur noch Einzelheiten, die stören und erdrücken.

Zuweilen bezaubern uns Menschen durch Eigentümlichkeiten, die nur auf eine ganz bestimmte Entfernung wirksam sind. Wir

treten um einen Schritt näher, und der Glanz läßt nach, wir fahren weit zurück, und nun sehen wir ihn gar nicht mehr. In solchen Fällen klagen wir über Täuschung. Versuchen wir doch lieber, auf den alten Standpunkt zurückzutreten und uns von neuem an dem Farbenspiel zu ergötzen, statt wie Kinder fassen zu wollen, was gar nicht greifbar ist.

❦❦

Je mehr die Menschheit sich entwickelt, desto weniger wird man es für möglich halten, daß zwei Personen, die an Geschlecht, an Abstammung und Jahren, an Anlagen und Erfahrungen verschieden sind, in *eine* Person verschmelzen können. Vieles Elend wird aufhören, wenn man einmal in der Ehe suchen wird, sich nicht *mit*, sondern *neben* einander einzurichten. Dazu bedarf es aber einer höheren Sittlichkeit, als der heutige Mensch mit seiner brutalen Aneignungslust erschwingen kann.

❦❦

Nichts Roheres, als wenn der Liebende das geliebte Wesen ein für alle Mal seinem Besitzstand einverleibt und, um sicher zu schlafen, die *Moral* zur Hüterin seines Eigentums erklärt. Die Dauer der Liebe hat mit dem Willen nichts zu tun, folglich kann er auch nicht für sie Bürge sein, und noch weniger kann irgend eine äußere Macht den Kontrakt der beiden Herzen unterschreiben.



VOM KINDE

Jedes Kind ist wieder der erste Mensch und lebt allein auf einer noch unbewohnten Erde. Darum bringt der Übergang in den Erwachsenen oft schmerzliches Leiden. Es kann für ein heranwachsendes Kind eine geradezu fürchterliche Aufgabe sein, mit einem elterlichen Auftrag in ein fremdes Haus zu gehen. Die Menschenscheu der Übergangszeit ist eine langwierige Krankheit, bis aus dem in sich selbst geschlossenen Ich des Kindes der Gesellschaftsmensch, die Nummer wird.

Denn das Kind ist ganz Individuum. Erst durch das Geschlecht gehört der Mensch zur Gattung.

Auch das Gesicht drückt diese Veränderung aus, am meisten bei den Mädchen. Die Geschlechtsreife bringt eine Annäherung an das Allgemeine, an einen ästhetischen Idealtypus hervor. Später, wenn der Reiz schwindet, tritt oft das individuelle Kindergesicht wieder heraus.

Die erste Krisis beim Kinde ist, wenn es „Ich“ sagt, die zweite, wenn es „Sie“ sagt. Es ist wie das zweimalige Zahnen, mit dem es ja auch zeitlich zusammenfällt.

❦❦

Wie anschaulich sich im Kinde die Anfänge der Menschheit wiederholen! Wenn das Kind seine künstliche Puppe in Stücke schlägt, um den Mechanismus in ihrem Inneren zu sehen, so ist das nur die erste Regung jener Neugier, aus der beim Erwachsenen die wissenschaftliche Forschung fließt. Wenn es sich mit seligem Gesicht in sein umgekehrtes Stühlchen setzt, das ihm einen Wagen vorstellt, und einen Schemel vorspannt, der das Pferd bedeutet, so ist damit der Anfang der Kunst gegeben, die in dem angeborenen Spieltrieb der Menschheit ihren Ursprung hat.

❦❦

Das Kind ist glücklicher mit einem solchen selbstgeschaffenen Wägelchen, als mit den künstlichsten Spielsachen, die ihm

der Verstand der Erwachsenen fertigen kann, denn eben dieses Schaffen, dieses Umdichten, das ist sein Glück. Wenn ihm die Mutter den zusammengewickelten Zeuglappen, den es auf dem Arme hätschelt, wegnimmt, um ein Pariser bébé incassable dafür hineinzulegen, so weint das Kind, denn die Phantasie ist in ihm beleidigt worden durch die rohe Realität, die sie überbieten will und deren Unwert vom Kinde dunkel geahnt wird.

❧❧

Von Kindern aus dem Proletariate geht häufig eine mit tiefem Bedauern gemischte Abstoßung aus, weil sie das Äußere von Kindern haben und dennoch keine Kinder sind. Sie leben nicht in der Welt der Anschauung, sondern gehen schon mit praktischen äußeren Zwecken um. Die Not hat ihnen bereits den Blick für alles Reale geschärft; ihr Auge glänzt nicht mehr vom Widerschein des Paradieses. Deshalb schreiben wir ihnen auch ohne weiteres mehr praktische Einsicht und Verantwortlichkeit

zu, als den Kindern höherer Stände, die sich noch den Luxus gestatten dürfen, weltfremde Himmelsbürger zu sein.

Diesem Stand der Kindheit bleibt der geniale Mensch sein Leben lang nahe. Es ist ein Zeichen von Gemeinheit, sich früh in dem, was man „die Welt" nennt, zurecht zu finden.

❦❦

Wenn wir blieben, was wir in den Jahren vor der Geschlechtsreife waren! Damals lebten wir unmittelbar im Anschauen der Gottheit.

Jeder erlebt in sich den Sturz aus dem Paradiese, wenn er sich seines Geschlechtes bewußt wird. Wie wahr ist die Mythe vom verlorenen Unschuldsstand und dem verlorenen Eden. Sie verlegt nur, wie es alle Mythen tun, das, was sich täglich wiederholt, in den Anfang der Zeiten. Der Unschuldsstand ist das Leben in der Vorstellung. Warum sind Kinderaugen so rein und leuchtend

wie die des Dichters, als weil sich nur die ewigen Dinge in ihnen spiegeln? Der Erwachsene, der diese Unschuld in sich wiederherstellen kann, vielleicht von Millionen ein einziger, der hat die ewige Jugend.

❦❦

Der antike Mensch blieb der Kindheit näher, weil ihn am Eingang ins reife Leben kein Verbot erwartete, um ihn in tausendfältigen Zwiespalt zu stürzen. Denn nicht der Biß in den Apfel war es, der unsere Voreltern vom Paradies getrieben hat, sondern die Existenz des verbotenen Baumes und das Reifen seiner Früchte.

❦❦

Auch im günstigsten Falle können wir als Erwachsene nicht mehr die abgerundeten, in sich geschlossenen Wesen bleiben, die wir als Kinder waren. Verhältnisse zwingen uns auf Wege, die wir nie gesucht hätten, oder bannen uns in einer Umgebung fest, die uns nicht entspricht. Unsere Welt können wir uns nicht mehr nach unserem Bedürfnis

aufbauen, wenigstens sind wir genötigt, viele Bausteine mit zu verwenden, die uns von außen aufgedrungen sind. Wir müssen lernen Kompromisse schließen, unser Naturell verleugnen, und das Beste in uns kommt vielleicht nie zum Wort. Dieses zerstückelte, unvollendete, zusammengeflickte Ding heißt dann ein Menschenleben. Wehe dem, der nicht schon bei lebendigem Leib sein selbstgeschaffenes Jenseits hat, wo er die bessere Hälfte seines Daseins zubringt, wo wieder, wie in der seligen Kindheit, alles Unfertige ergänzt, das „Unzulängliche" „Ereignis" wird.

❧❧

Man soll nur nicht glauben, daß die äußeren Zeichen der Mitteilung eine gemeinverständliche Sprache seien. Wie viele Konflikte zwischen Eltern und Kindern entstehen nur dadurch, daß der Aufgeregte die Verschlossenheit des anderen für Stumpfsinn hält, und der Verschlossene umgekehrt jede leidenschaftliche Äußerung für vollwertige Münze nimmt. Der eine sagt sich: Wie muß es im Innern stürmen, bis man dahin kommt,

sich so gehen zu lassen! — während der andere denkt: Wie kalt muß man sein, um so gelassen zu bleiben. — Verschlossene Kinder, die von den Großen mißverstanden werden, setzen gewöhnlich ihre ganze Kraft darein, den Gegensatz zu verschärfen, sich niemals zu äußern; je mehr sie bedrängt werden, desto fester krampft sich ihr Inneres zu.

Die Kindheit ist ein beständiger Kampf ums Ich, um die Individualität, die von den Erwachsenen oft mit der unverständigsten Grausamkeit verfolgt wird. Was ist individueller, als die Art, seine inneren Zustände zu äußern? Dasselbe Wort hat ja bei verschiedenen Naturen grundverschiedene Bedeutung, und die lauteste Form ist nicht immer die inhaltvollste. Aber wer selbst gewohnt ist, bei jedem Anlaß in leidenschaftliche Worte und Gesten auszubrechen, der versteht das Verstummen nicht, das für eine verschlossene Natur sehr beredt sein kann. Wenn ich ein Kind sehe, das bei starken Anlagen nie eine Empfindung äußert, so denke ich: Hier fehlt das Sicherheitsventil,

man darf nicht zu stark heizen. Verrannte Eltern heizen aber immer noch stärker, und so entstehen jene Kindertragödien, an denen die Erwachsenen meist so ganz fühllos vorübergehen.

❧❧

In der Sprache der Erzieher spielt Gut und Böse eine große Rolle, aber gewöhnlich verstehen sie darunter, was ihnen bequem oder unbequem ist. Meistens ist die sogenannte Erziehung nur ein Krieg der Starken gegen die Schwachen. In diesen ungleichen Kämpfen sind fast jedem von uns ein paar Rippen krumm geschlagen worden, die nie wieder gerade wuchsen.

Ja, wenn ihr Erzieher selber reife Menschen wäret und weitsichtige Weise dazu. Aber im Alter, wo ihr zu diesem Amt berufen werdet, seid ihr meistens mit euch selber noch nicht fertig. Ihr werdet vielleicht später einmal fähig, eure Enkel zu erziehen, nachdem eure Kinder das Lehrgeld gezahlt haben.

❧❧

Weil die beiden natürlichen Erzieher des Kindes meistens zwei ganz verschiedene Naturen sind, so erkennt jedes im Kinde nur die Züge, die von ihm selber stammen. Nun hat bei der Erziehung fast immer der eine oder der andere Teil die Oberhand, und so kann es kommen, daß der beste Vater achtlos dabeisteht, wenn von einer liebevollen, aber nicht verstehenden Mutter seine eigene Welt im Kinde mißhandelt wird oder umgekehrt. Gar für die Eigenschaften, die es mit keinem der beiden Eltern gemein hat, findet es auch auf keiner Seite ein Verständnis, und so geht ein tragischer Zug fast durch jedes Kinderleben.

❧❧

Eltern sollten sich nicht unberufen in das Gefühlsleben ihrer Kinder eindrängen; das keusche, vornehme Verschließen des Inneren gehört zum besten, was sie haben. Wenn diese Blüte entweiht wird, so gibt es eine Demütigung, die den ganzen Charakter schwächen kann. Sie dürfen nicht glauben, daß die Kinder Wesen seien, die ihnen ge-

hören, eine Verlängerung ihres Ichs; sie sind ihr eigenes Eigentum, die Welt fängt bei ihnen von vornen an. Wie sie nicht eingezwängt werden sollen in die kleinen Kreise der Eltern, so soll man sie auch in keine Ausnahmebahnen drängen. Wollet sie nicht zu Aposteln eurer Ideen erziehen, wenn sie keinen Drang zum Apostolate zeigen. Glaubet nicht, daß ihr in ihnen eure Ideale verwirklichen dürft; zu diesem Experiment hattet ihr euch selbst, die Kinder laßt ihren eigenen Sternen. Wohl sind sie Fleisch von eurem Fleisch, aber wie ihr beide unter einander grundverschiedene Wesen seid, so sind sie's von euch. Und die Zeit, in der sie leben werden, hat andere Schlachten zu schlagen, als die, in denen ihr mitgekämpft habt.



ETHIK UND RHYTHMUS

Einst wird es kommen, dass auf Erden
Sich höhere Geschlechter freu'n,
Und heitre Angesichter werden
Des Ewig-schönen Spiegel sein.

Moericke.



Alle Ethik der Zukunft wird sich mit der physischen Veredlung der menschlichen Rasse zu beschäftigen haben. Die Griechen als die ersten aller Lebenskünstler gaben viel weniger auf Erziehung als auf Züchtung. Solon verbot die Mitgiften, um eine herrliche Rasse zu erzielen. Dieser Maßregel allein, durch Jahrhunderte festgehalten, verdankt vielleicht Athen die Wunderblüte seiner Kultur und ihre innere Dauerhaftigkeit, durch die sie noch bis in unsere Tage herüberleuchtet. Als die Korruption in Athen einbrach und die Geldheiraten in Schwang kamen, war der von Solon geschaffene Typus schon so stark, daß seine Anlagen noch mehrere Jahrhunderte lang der Entartung Widerstand leisteten und fortfuhren, unvergängliche Werke zu schaffen, bevor er ganz verschwand. Kann jemals ein solcher Typus, in dem das Ideal der Menschheit Fleisch und Blut geworden ist, aufs neue zur Wirklichkeit werden, außer in vereinzelten Individuen?



Die engherzige Moral der Heutigen reicht nicht über die Grenze des Einzeldaseins hinaus, während der Grieche eine Ethik des ganzen Stammes hatte. Es ist Ethik im allerhöchsten Sinne, wenn ein griechischer Dichter den Paris auf dem Ida bei seiner verhängnisvollen Wahl durch die Erwägung geleitet werden läßt, daß eine herrliche Braut ein herrliches künftiges Geschlecht verbürge, während die Verheißungen der Pallas und der Here nur seiner eigenen Person zu gute kämen. Freilich, etwas von dieser ethischen Macht spüren wir auch heute noch; unser ganzes Interesse an Liebesromanen entspringt aus der (nicht ins Bewußtsein tretenden) Empfindung, daß ein höherer, im Instinkte wirkender Naturzweck mit den niedrigen gesellschaftlichen Zwecken zusammengeprallt ist — an sich könnte es uns sehr gleichgültig sein, ob der Hans die Grete oder die Liese bekommt. Aber nur der Grieche hat die Erzeugung einer edlen Nachkommenschaft als bewußte ethische Forderung formuliert.

Ein Mensch von edlen Rasseanlagen



müßte aus Instinkt die höchsten Opfer bringen, um diese Anlagen unverfälscht weiter zu vererben und das Edle durch das Edle zu multiplizieren; er müßte lieber seinen Stamm erlöschen sehen, als ihn mit gemeinen Anlagen kreuzen und verderben. Es war ein Mißverstehen dieses Prinzips, woraus die Adelsvorurteile entsprungen sind. Aber ist es nicht ein Rest vom Idealismus der Menschheit, der mit dem Unsinn dieser Vorurteile abstirbt?

Die moderne Gesetzgebung baut Kranken- und Irrenhäuser; sie nimmt Anstalten für Tuberkulöse, für jugendliche Verbrecher, für Krüppel und Trunkenbolde unter ihren Schutz. Lauter nutzlose therapeutische Versuche, wo Macht und Mut zur Prophylaxe fehlen. Ein veredelter Sozialismus wäre wohl einmal berufen, dem Übel wie Solon die Axt an die Wurzel zu legen. Man hebe nur erst Erbrecht und Mitgift auf, daß das Geld als Kuppler zwischen Mann und Weib keine Rolle mehr spielen kann, so werden beide Teile sofort wenigstens den k ö r p e r l i c h ebenbürtigen Genossen suchen, und eine Ge-

sundung des Normaltypus schon in der nächsten Generation wird die sichere Folge sein. Nach einigen Generationen aber werden wieder adlige Geschlechter über die Erde wandeln, während es jetzt im besten Falle nur adlige Individuen gibt. Bei dem so gewonnenen Typus wird die Erziehung wenig Mühe haben. Denn edle Rasseanlagen, durch musische und gymnastische Ausbildung gehoben, enthalten den Keim jeder ethischen Entwicklung als etwas Natürliches und Unvertilgbares in sich, und dieser Keim wächst ganz von selber, wenn ihm der rechte Boden bereitet ist.

Über wie viele Schlachtfelder mag der Weg zur Erfüllung dieses obersten Kulturzwecks die Menschheit führen! Aber sollten auch zwei Drittel aller Lebenden dabei vertilgt werden, ja und müßten selbst die Wunderwerke einer alten, heiligen Kultur bei dem Weltbrand vollends in Stücke gehen, der Preis wäre nicht zu teuer, denn eine solche neugeborene Menschheit könnte neue Wunderwerke schaffen.

Und was sind alle Wunder der Kunst

neben dem höchsten Wunderwerk, dem vollendeten Menschen selbst!

❦❦

Im Altertum pflegte man die schwächlich Geborenen auszusetzen. Unsere moderne philanthropische Gesellschaft behütet gerade diese wie ihren kostbarsten Schatz und baut sogar Brutkästen für Siebenmonatkinder. Aber den unehelich gezeugten, den einzigen, von denen man mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen kann, daß sie gesunde Resultate einer natürlichen Wahl, also die wahrhaft „Wohlgeborenen" sind, gönnt sie keinen Platz, sie zeichnet sie mit einem Schandmal, übergibt sie wohl gar den „Engelmacherinnen". Sie zieht das Schwächliche und Unfähige mit Opfern auf und räumt das Starke, Gesunde aus dem Wege. Wir schlagen über die Grausamkeit der Alten die Hände über dem Kopf zusammen, aber was wird ein späteres Jahrhundert von der Philanthropie des unsrigen sagen?

❦❦

MUSIK UND ETHIK. Alles Gute ist nur Harmonie, Rhythmus, Einstimmen und Takthalten mit der Musik des Weltganzen. Kleinlich-egoistische, boshafte Zwecke sind ein Ausdemtaktfallen, das sich gleich mit eigener innerer Disharmonie und Unlust bestraft. Später kommt auch die Strafe von außen hinzu, denn die gestörte Harmonie stellt sich über den Friedensstörer weg wieder her. Nicht in gute und schlechte, sondern in musikalische und unmusikalische müßte man die Menschen einteilen.

Die Griechen, denen Musik und Reigentanz die Kultformen waren, unter denen sie der Gottheit dienten, hatten geradezu den Rhythmus für das ethische Gesetz erkannt, das den Menschen zum Menschen bindet. Aus dem Niedergang der Musik prophezeiten sie — nicht mit Unrecht — den Niedergang der ganzen Rasse.

Tanzen auch ist Gottesdienst,
Ist ein Beten mit den Beinen.

Dieses frivole Wort Heines, bei den

Griechen ist es einmal reinste, frömmste Wahrheit gewesen. Man verbanne nur unsere abgeschmackten Rundtänze aus seiner Vorstellung, wenn man das Wort „Tanzen" hört. Jeder Tanz, vom feierlichen Chorschritt zum wildesten bakchischen Rasen, entsprang dem Griechen aus einem religiösen Drang, war ein Versuch der Annäherung an die Gottheit. Ein Einfühlen der Seele in die Harmonie des Ganzen, Anpassung der Glieder an den Schwung und Rhythmus aller Dinge, Gefühl göttlichen Gehobenseins in jeder Bewegung, liebendes Hinstreben zu den Mitgeschöpfen, sicheres Ruhen auf dem eigenen Schwerpunkt.

Man spricht jetzt wieder so viel von Religion, ohne bei dem zugestandenen Niedergang des Dogmas recht zu sagen, was man eigentlich darunter versteht. Soll es im weitesten Sinne die Verehrung einer unsichtbaren Macht und Ordnung sein, dann würde ich mit Hölderlin sagen: „Seid nur fromm, wie der Grieche war." Nehmt zu Musik und Poesie auch die dritte der Schwesterkünste, den Tanz, den schön ausgebildeten, wieder unter

die Kultformen auf und dient dem Unsichtbaren „mit Herz und Leib, mit Hand und Fuß“ einfältig, wie der „Tänzer unserer lieben Frau“. Das Ausströmen der Seele im Rhythmus wird sie besser reinigen, als Bußtage und Fasten, es kann eine wirkliche Erziehung zu ethischer Kultur werden. Ja, ich glaube fest, daß der Mensch im Augenblick, wo sein Körper sich am Bande einer herrlichen Musik wie an einer goldenen Kette schwingt, keines niedrigen oder verbrecherischen Gedankens fähig ist.

❦❦

DURCH RHYTHMUS ZUM RHYTHMUS. Die Musik, die transzendentale Kunst, bringt von jenseits der Dinge die große Heilsbotschaft einer ewigen Ordnung und durchflutet damit unsere innere Welt. Die Poesie dehnt diesen Rhythmus auf das Menschenleben aus und verdolmetscht ihn durch ihre Bilder der irdischen Geschicke in einer Sprache, die wiederum Rhythmus ist. Die bildenden Künste verbreiten ihn durch Form und Farbe über alle sichtbaren, vom Menschen geschaffenen Dinge und schließen

damit den Ring, denn die Naturgebilde haben von selber den Rhythmus in sich.

Alle Künste haben unbewußt ein ethisches Ziel, bis zur harmonischen Bemalung eines Topfes herunter: sie wollen das rhythmische Gefühl stärken, durch das der geheimnisvolle kosmische Zusammenhang der Dinge zu uns spricht. Ethische und ästhetische Werte sind in ihrem allerinnersten Wesen eins, und auch die Religion ist nur ein anderes Wort für dieselbe Sache. Man lehre den Rhythmus der sichtbaren Dinge durchs Auge und den der unsichtbaren durchs Ohr, und man wird die junge Seele für die Forderungen des Sittengesetzes besser empfänglich machen, als durch das nüchterne „Du sollst" einer abstrakten Moral. Die einzelnen Dissonanzen wird man damit nicht aufheben, wohl aber kann man eine allgemeine Empfindung vom Einklingen des Menschenlebens in den Gang des Weltganzen erwecken, und damit das Dasein zu höherer Sicherheit und Freudigkeit emportragen.

❧❧

Eine Ahnung vom Wert der Künste als Erziehungsmittel dämmert heute doch der Welt. Man lehrt in den Schulen die Anfangsgründe der Musik, man sucht durch den Anschauungsunterricht das stumpf gewordene Auge für den Rhythmus der Formen wieder empfänglich zu machen. Warum ist die Dichtkunst das Stiefkind unserer Kultur geworden? Wer hat heute noch ein Ohr für den Wohllaut der Poesie? Der Durchschnittsgebildete hört vom Rhythmus eines Gedichts so viel, wie von der Harmonie der Sphären. Es ist nicht immer so gewesen. Gar nicht zu reden von der über alle Vorstellung gehenden Feinhörigkeit der Griechen — auch die Lieder der nordischen Völker, zum Beispiel die alten Balladen der Dänen und Schweden, setzten ein viel feineres Ohr voraus, als man von irgend einem heutigen größeren Publikum erwarten darf. Das macht: jene Völker hatten noch Zeit, auf die Stimmen der Natur zu lauschen, die die große Lehrmeisterin des Rhythmus ist.

Auch diese verlorene Gabe kann der Menschheit zurückgewonnen werden, durch

Unterweisung in der Jugend, wo die Tage noch lang und die Sinne anpassungsfähig sind.

❦❦

Von der Stärke unseres inneren rhythmischen Gefühls, das heißt von der Ahnung unseres unzerstörbaren kosmischen Zusammenhangs hängt die Grundstimmung unseres Wesens ab. Bei einzelnen bevorzugten Individuen ist die aus dieser Ahnung stammende freudige Sicherheit so groß, daß sie aus jeder ihrer Mienen und Gesten spricht und sich auf magische Weise der ganzen Umgebung mitteilt. Der Unmut klärt sich vor ihnen auf, die Schwachheit stützt sich auf sie, in bedrängten Lagen scheint ihre Gegenwart eine Bürgschaft, daß sich alles zum Guten wenden müsse, bei unwiderruflichem Unglück besänftigt sie die Heftigkeit der Schmerzen, indem sie über die augenblickliche Zerrüttung weg das Gefühl der ewigen Ordnung wieder lebendig macht.

Die Wirkung dieser Naturen ist metaphysischer Art, wie die der Musik; sie ist

eine unwillkürliche, denn sie hängt keineswegs mit irgend einer Macht oder auch nur Absicht, zu helfen und zu trösten, zusammen. Wir fragen auch gar nicht, woher sie stammt, wir wissen nur, sie ist, und verehren dankbar ihre Gegenwart.

❧❧

Dieses rhythmische Gefühl ist die einzige Form des Glückes, die es für den Sterblichen gibt. Und weil die Kunst danach strebt, den Rhythmus zu verbreiten, deshalb ist sie die große Weltbeglückerin, ja sie ist gleichbedeutend mit dem Glücke selbst.

❧❧

KÖRPER UND SEELE. Menschen, die von Hause aus häßlich sind, aber ein harmonisches Gemüt haben, werden mit den Jahren schöner. Die Häßlichkeit, die in der Jugend als wilde, schreiende Dissonanz auftritt, läßt sich durch den inneren Rhythmus besänftigen, wo nicht in Anmut lösen. Musikalische und poetische Begabung können viel dazu beitragen, sie sind die eigentliche Kos-

metik der Seele, die auch nach außen zurückwirkt. Die Züge gehorchen dem inneren musikalischen Gesetz, indem sie sich gefälliger zusammenstimmen. Wenn solche Menschen sich in der Liebeswahl nicht vergreifen, so wird sogar ihre Nachkommenschaft eine schöne sein: die innere Musik, in die der Rhythmus einer anderen Seele eingestimmt hat, tritt nun lauter und mächtiger nach außen und kann zur herrlichsten Symphonie werden. Denn die Natur will immer das Schöne schaffen; wo es ihr nicht gelingt, da hat sie die Dissonanzen nicht überwinden können.

Umgekehrt werden schöne Gesichter, hinter denen boshafte, neidische, lieblose Gedanken sich verbergen, mit der Zeit häßlich. Die inneren Dissonanzen rütteln das schöne Gebäude durcheinander. Seelen, die nicht einstimmen in die Harmonie der Dinge, die also im höheren Sinne unmusikalisch sind, können die Harmonie ihrer Züge nicht festhalten. Denn Musik ist das Schönheitsgesetz selbst, in dem sich die ungeheure Ordnung und der Zusammenhang des Universums aus-

spricht, der vom Ganzen aus alle Teile durchströmt und das Kleinste zum Größten bindet. Auch sein Äußeres zu formen, steht in des Menschen Hand, denn er ist der Herr, der Macht und Freiheit hat zu allem.

Jedes harmonische, höhergestimmte Leben schließt den Willen der Natur zur Veredlung des Leibes ein. Gymnastik ist eine herrliche Sache, um diesem Willen nachzuhelfen, aber nur der Geist ist sicher, die überwuchernde Materie zurückzudrängen, und nur die Seele führt dem Körper stets frische Säfte zu, daß er nicht verdorren kann.

Zuweilen begegnet man Menschen, die sich bis ins höhere Alter die saftreiche Frische und die Reinheit der Form bewahrt haben. Solche Gestalten sollen wir mit Ehrfurcht als etwas Göttliches betrachten, denn ihre Schönheit ist keine aus der Hand des Zufalls gekommene, sie ist der Preis eines höheren Lebens. Sie müssen für uns sein, was den Griechen ihre Heroen waren, Mittelglieder zwischen Menschen und Göttern.

Man stößt sich oft daran, daß die griechischen Dichter sich so wenig mit den moralischen Qualitäten ihrer Götter und Helden befassen, daß diese Idealbilder, um ein Wort Goethes zu gebrauchen, auf „verklärten physischen Eigenschaften“ ruhen.

Man vergißt dabei, daß dem Griechen Geist und Körper eins sind: verklärte physische Eigenschaften sind jedem jugendlichen Volke moralische Eigenschaften, wie viel mehr einem so künstlerisch angelegten, wie den Griechen. „Schön und trefflich“ schmolz ihnen in ein Wort und in einen Begriff zusammen. Auch heute fühlen wir noch etwas von dieser Einheit durch. Die Gutmütigkeit des Starken ist bei allen Völkern sprichwörtlich, und den Italiener wenigstens kann man mit der innigsten Überzeugung versichern hören, daß nur schöne Menschen gut seien. Wenn er von einem Menschen das Wort „bello“ mit dem tiefsten Nachdruck braucht, so fühlt man, daß die Vorstellung der seelischen Schönheit mit eingeschlossen ist. Anwidernde Häßlichkeit kann sich in Italien nicht zeigen, ohne der

öffentlichen Rüge zu begegnen. Das ist freilich ein grausamer Zug, aber es liegt ihm kein falscher Instinkt zu Grunde. Denn da die Natur das Schöne will, so ist Abirrung in der Form eine Dissonanz, die auf eine, allerdings oft weit zurückliegende, moralische Verfehlung — eine Art Erbsünde — deutet.

❧❧

Wenn die romanischen Völker vielleicht in dem naiven Rückschluß vom Äußeren auf das Innere zu weit gehen, so vertraut sich der Deutsche dagegen dem Instinkte viel zu wenig an. Es ist noch nicht lange her, daß man in Deutschland sogar geneigt war, schöne Menschen mit einem gewissen Argwohn zu betrachten, und daß körperliche Häßlichkeit und Unscheinbarkeit, plumpes, ungefälliges Wesen ein gewisses moralisches Übergewicht gaben. Einem Mädchen wurde verargt, wenn sie von ihrem künftigen Gatten ein anziehendes Äußere verlangte, wofür man noch in den Familienromanen jener Zeit den Beweis finden kann, wie überhaupt die Lite-

ratur der illustrierten Familienblätter und was dahin gehört, der beste Pegel für den jeweiligen deutschen Kulturstand ist.

❦❦

Der moderne Mensch ist allmählich dahin gelangt, daß er Schönheit des Körpers kaum mehr wahrnimmt, so sehr ist er ihres Anblicks entwöhnt. Selbst die Künstler kann man mitunter auf einer großen Unsicherheit betreffen, was wahrhaft schöne Gliedmaßen sind, und gar der Laie hat in den seltensten Fällen ein Urteil. Für die herrliche Musik des menschlichen Leibes ist das natürliche Organ abhanden gekommen. Die Menschen glauben heutzutage, daß nur das Gesicht der Spiegel der Seele sei, während doch derselbe Wille der Natur, der die Gesichtszüge formt, in allen Teilen des Leibes bis herab in die feinsten Muskelfasern und Hautgewebe tätig ist, und dieselbe Kraft des Geistes durchweg die Ausgestaltung vollendet. Denn am menschlichen Körper arbeiten Geist und Natur zusammen; man würde ihn höher achten, wenn man sich das gegenwärtig

hielte. Wer es nicht glaubt, vergleiche nur Knochenbau und Muskulatur eines völlig gesunden, völlig normalen Modells aus dem Volke mit dem Körper eines gleichfalls völlig gesunden, völlig normalen und dabei durch Vererbung und eigene Anlagen veredelten Menschen höherer Stände. Es wird ihm vorkommen, als sähe er eine rohe Skizze neben einem ausgeführten Kunstwerk. Bei Hand und Fuß läßt man das gelten. Jedermann weiß, daß es einen aristokratischen Fuß gibt, (obwohl man darunter meistens den Stiefel versteht). Bei der Hand geht es sogar weiter: wer einigermaßen ein Auge hat, unterscheidet nicht nur die aristokratische von der plebejischen, sondern auch eine habgierige, zum Greifen und Festhalten geschaffene Hand von einer gütigen, freigebigen, eine apathische, gleichgültige von einer lebendigen. Daß der Arm die Sprache fortsetzt, und daß sie sich, mehr oder minder ausdrucksvoll, über den ganzen Körper verbreitet, daran denkt man nicht. Wenn man daran dächte, wenn diese Sprache, die auch durch die Kleider hindurch vernehmbar ist und durch eine

naturgemäße Tracht noch vernehmbarer werden müßte, allgemein verstanden würde, so wäre die Menschheit um einen großen Genuß reicher und hätte einen mächtigen Antrieb mehr zur Selbstveredlung.

❦❦

Auch wir Germanen haben göttliche Künstler gehabt, Deutsche und Niederländer, doch von der Herrlichkeit des menschlichen Leibes haben sie uns nichts, aber auch gar nichts geoffenbart.

❦❦

Schönheit des Leibes ist dem modernen Menschen eine halb vergessene Sage. Immerhin eine Sage ist sie doch! Aber was würde aus uns ohne die Griechen!

❦❦

„Immer die Griechen! Kannst du denn von nichts anderem reden?“

Es treibt mich, allen meinen Wohltätern zu danken. Den Griechen danke ich, wie billig, am öftesten.

❦❦



Auf mancherlei Gebieten habe ich mich umgetan und vieles habe ich versucht. Aber wo ich glaubte, das Beste zu haben, bei den Griechen fand ich es immer noch besser. Das ist die Wahrheit — bis herab zum Schuh.

❦❦

Die Jugend ist entschuldigt, wenn sie sich durch das Scheinbild einer anmutigen oder pikanten Äußerlichkeit verführen läßt. Sie ist dabei gar nicht so „äußerlich", wie es scheint, sie erliegt nur einem falschen Symbolismus, weil sie eine Äußerlichkeit gar zu buchstäblich für das Wahrzeichen eines inneren Vorzugs nimmt.

Bisweilen sieht man in jungen Gesichtern solche merkwürdige, ergreifende Abzeichen eines höheren Seins, Siegel der Anmut oder Herrschaft oder der Poesie, die als das Allerpersönlichste erscheinen und doch mit der Person gar nichts zu tun haben, denn die Natur borgt sie nur auf kurze Zeit zur Erinnerung an einen früher in der Familie oder der Nation dagewesenen Typus. Es ist damit wie mit dem Familienschmuck aristo-

kratischer Geschlechter. Er wird der jeweiligen Herrin vom Majordomus für das Fest eingehändigt und nach dem Gebrauch wieder abgenommen und verschlossen, denn kein Stück davon ist ihr eigen. — Erst wenn solch ein Siegel das 30. Lebensjahr überdauert hat, kann man sagen, daß es kein geborgtes Anhängsel, sondern ein Stück Eigentum ist.

Deshalb gilt auch von der äußeren Schönheit das Wort:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.



GEHEIM-
NISSE

Das „Mystische“ nennen wir einen Zusammenhang, den wir fühlen, ohne ihn zu begreifen.

❧❧

Natur! Diese große Maschine, die uns zermalmt! Wenn wir nichts hätten, als die Natur, so müßten wir uns fühlen, wie der Verurteilte, der schon dem Henker übergeben ist. Statt dessen leben wir hin in vollkommener Zuversicht. Ein Metaphysisches geht immer unbewußt mit uns und macht uns über unser Schicksal ruhig.

❧❧

Es ist einer in uns, der die Phantasmagorie unseres äußeren Lebens träumt, und von der Richtung seiner Phantasie hängt es ab, wie diese Traumbilder sich gestalten. Selbst die unerwartetsten Zufälligkeiten, die aus dem Gebiete des blindesten Ungefährs

heranschießen, sind seine Gedanken. Dieser Träumer ist nicht mein Ich, aber zwischen ihm und meinem Ich besteht eine innige Wechselbeziehung. Irgendwie sind wir uns doch verwandt, ich bin sein Medium, und mein Wesen wirkt auf das seinige zurück und hilft ihm mein äußeres Leben bauen. Außerordentliche Schicksale treffen nur starke Seelen, weil der Träumer, der das Leben eines Oberflächlichen träumt, zu mächtigen Traumbildern keine Kraft hat.

Wenn unverschuldetes, tragisches Geschick wie ein reißendes Tier den Edlen anfällt, so leidet mein Sinnliches mit ihm, aber mein Geistiges wird bewegt und gehoben durch die Tragödie, die der Träumer in ihm dichten muß, und ich fühle: ihm selber geht es ebenso. Denn nicht nur in dem, was einer tut, sondern auch in dem, was er bloß erleidet und wofür er scheinbar gar nichts kann, ist eine gewisse Auswahl und Anpassung zu beobachten. Wenn daher das schlechthin Unwürdige einen unbescholtenen Menschen trifft und ihn von dem Niveau, auf dem wir ihn bisher gesehen

haben, herunterstößt, so kann ich mich des Eindrucks einer Mitschuld, freilich außerhalb der Grenzen der Verantwortlichkeit, nicht erwehren. Ist wohl irgend einmal der Träumer in ihm durch die Berührung seiner Innenwelt herabgezogen worden und hat fortan die Schranken seiner Würde nicht fest genug geschlossen, so daß das Niedrige, Unwürdige sich in seinen Traum einschleichen konnte? In den höchsten Menschen scheint eine Immunität gegen unwürdige Zufälle zu wohnen. Wenn wir alles Niedrige, Unwürdige aus unserem Geiste fernhalten, sollte das nicht den Träumer in uns stärken, daß er die niedrigen, unwürdigen Zufälle von unserem Leben fernträumt?

❧❧

DIE WELT EIN VEXIERBILD. Wo ist die Wahrheit? In welcher Religion, in welcher Philosophie, in welchem System menschlicher Gedanken ist das Ewige eingeschlossen?

In jedem, wenn man es mit den Augen seiner Bekenner ansieht.

Und zu welchem wirst du dich bekennen?

Zu keinem. — Hier seht diese schöne, äußerst künstlich gemachte Zeichnung mit hellen Lichtern und tiefen Schatten und leisen Übergängen, die aus tausenden von Strichen besteht. Was stellt sie vor?

„Nun, das ist klar. Eine Waldpartie mit Felsblock und rieselndem Wasser," sagt der eine.

„Ei, wo denn?" ruft der andere, der das Blatt von der entgegengesetzten Seite sieht. „Das ist ein Schäfer mit seinen Schafen."

„Nichts von Felsblock oder Schäfer," erklärt der dritte. „Ich sehe Friedrich den Großen, auf seinen Stock gestützt."

Ihr habt alle recht. Es war ein sehr geistreicher und geschickter Künstler, der das gemacht hat. Aber der Weltgeist ist noch tausendmal geschickter und geistreicher als er. Lies seine Zeichnung ab, wie du nur willst, immer und immer bringst du ein neues Bild heraus. Dabei bleiben gerade, wie auf dem Vexierbild, immer ein paar Striche übrig, die du in deinem Bild nicht unterbringen kannst, und die du in Gottesnamen wegläßt.

Du hast ja nur die Erfahrungen deiner fünf Sinne, dieser armen Waisenknaben. Denke dir nun, du hättest mehr und feinere Organe — ja, denke dir nur, du hättest zum Beispiel den Raumsinn der Taube — wie viel neue Möglichkeiten das Weltvexierbild abzulesen und von den übrig gebliebenen Strichen da und dort etwas hineinzuziehen! Wie viel aber würde auch solch ein begabteres Wesen neue Striche aus der Unendlichkeit heranschießen sehen, die wiederum in sein Bild nicht paßten und ihm neue Rätsel aufgäben! Und du, als der du vor mir stehst, glaubst des Pudels Kern gefaßt zu haben? Sei doch bescheidener.

„So käme man denn dem Ewigen nie um einen Schritt näher?"

Das Ewige weiß in uns sich selbst und braucht nicht weiter gewußt zu werden; es hat daran in Ewigkeit sein Genüge.

❦❦

DAS ICH. Was haben wir nach dem Woher und Wohin, nach Anfang und Ende, was haben wir gar nach dem Warum der

Dinge zu fragen, wenn der Frager nicht einmal weiß, wer er selber ist. Fort und fort fragt es in uns, wer wir seien, und wir können keine Antwort geben. Mutterseelenallein treiben wir auf dem Ozean des Daseins umher, wie in eine Austerschale in unser Ich geschlossen, in dessen Schranken wir niemals ein zweites Wesen aufnehmen können, auch das geliebteste nicht. Was ist dieses Ich, das sich selber lebenslang ein tiefes, schauervolles Rätsel bleibt? Ist es vielleicht ein Irrtum, eine ungeheuerliche Suggestion, die wir mit auf die Welt gebracht haben, ein eingebildeter Kreis, in den uns ein mächtiger Zauberspruch gebannt hat? So liegt durch sein eigenes Wort verzaubert Merlin hinter seiner Weißdornhecke, die ihm als ein eiserner Turm erscheint, und kann nicht mehr heraustreten, wie auch die Stimme der Geliebten ihn rufe.

Mit unheimlichem Narreneigensinn muß das Ich an seiner innersten Zentralität festhalten, die mit der Zentralität aller anderen im Widerspruch steht. Schon Kinder können darüber streiten, welches von ihnen denn

das eigentliche Ich sei, wobei ein jedes natürlich sich selbst für dieses bevorzugte Wesen hält und die anderen für bloße Dus, also für Geschöpfe von geringerer Realität erklärt, und die nur beziehungsweise existieren.

Oder hat das Ich einen Grund zu diesem ihm selber so unbegreiflichen und schauerlichen Anspruch?

Sind wir die abgelösten Teile von einem Weltzentrum, auf das sich alles bezieht, zahllose, winzige Splitterchen, die die Zentralität noch in sich haben, daß ein jedes sofort wieder zum Zentrum wird, auf das sich wiederum alles bezieht? Wer denkt es aus? Wer kann es fassen, daß Jeder Mittelpunkt ist und zugleich ein Teil von dem Kreis, der um den Mittelpunkt schwingt?

Wie man das Ich ansehen mag, immer widerspricht es der Vernunft — die „Ketzerei des Ichs" sagt der Inder — und es ist doch unser einzig Gewisses in einem Meer von Vorstellung, das die Außenwelt heißt.

Dennoch existiert auch das Ich nur durch eine Beziehung, denn es hat seine Zentralität einzig durch das Gefühl der Gegenwart und jeden Tag fällt es uns wie ein abgelegtes Kleid vom Leibe. Mein gestriges Ich hat seine Zentralität verloren und ist für mich selber ein Stück Außenwelt geworden, es ist wie die Toten nur Vorstellung. Seine Handlungen wirken zwar auf mich nach, aber das tun die Handlungen der anderen auch, seine Freuden und Leiden berühren mich noch, aber höchstens wie die einer nahestehenden Person. Es ist mir in allem noch gleich, nur in der Hauptsache nicht: es ist nicht mehr in mir, sondern wie alle anderen Dinge außer mir.

Das Ich ist von der Gegenwart unzertrennlich, was aber ist die Gegenwart?

❦❦

Dieses metaphysische Ich-Bewußtsein, das mitunter wie ein Abgrund zu unseren Füßen aufgähnt, hat gar nichts zu tun mit dem gewöhnlichen triebartigen Ichgefühl, das sich im Handeln äußert, und dessen Über-

wuchern Selbstsucht und Eigennutz heißt. Es ist ihm vielmehr gerade entgegengesetzt: jenes sieht ganz naiv das Ich als das gegebene an und geht, wie von einem Dämon geführt, blindlings seinen Weg, an den Rechten und Bedürfnissen der anderen vorüber. Dieses stutzt vor dem Ich als vor einem Irrtum und ist zu rücksichtsloser Verfolgung der eigenen Wünsche ungeschickt, weil es eine viel zu deutliche Vorstellung von den Zuständen der anderen hat. Im fremden Ich erkennt es oft, wie durch eine Verkleidung, das eigene Ich, aus Worten, die ein längst verstummter Mund vor Zeiten gesprochen hat, treten ihm die eigenen Gedanken entgegen, es fühlt das innerliche Einssein aller, die leben, die gelebt haben und die noch leben werden, und die eigene Person erscheint ihm dann plötzlich als etwas Unwirkliches, als ein Phantasiegebilde, als eine Maskenrolle in einem vorüberflutenden Maskenzug.

❦❦

AUSGLEICH. Erwarte keine Gerechtigkeit des Geschicks für das Einzeldasein. Gerechtigkeit wird walten, aber sie wird dir als Individuum nichts mehr nützen, sie wird dir nützen, insofern, als du ein Teil der Menschheit bist, denn es ist irgendwo ein unsichtbares Glied, das uns alle an die Zukunft knüpft. Sind nur die christlichen Märtyrer mutig gestorben, weil sie auf eine nahe Belohnung zählten? Nein, es gab Philosophen, die mit demselben Mut für eine Weltanschauung starben, von der sie keinen persönlichen Lohn erhoffen konnten. In jedem, der sich für eine Sache opfert, brennt ein heiliges Feuer und gibt ihm die wärmende Sicherheit, daß er durch sein Ende der Menschheit nützt. Er nützt ihr, selbst wenn er sich für eine falsche Sache in reinem Glauben hingibt. Er macht Wärme frei. Wäre die Menschheit nicht ein großes Individuum, so wäre jeder, der sich für ein Ideal opfert, ein Narr. Ein Narr wäre der Soldat, der für einen dreifarbigen Zeugfetzen, die Elle zu zwanzig Pfennigen, sein Leben läßt. Aber wir fühlen an dem Schauer, der uns dabei

über den Rücken läuft, daß er kein Narr und daß sein Opfer nicht vergebens ist. Vielleicht dient es zu nichts anderem, als einen Dichter zu entzünden, daß er durch ein herrliches Lied die Begeisterung weiterträgt und so die Wärme erhält.

Der unausrottbare Idealismus der menschlichen Natur ist der Beweis, daß die ganze Menschheit in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nur ein einziges Wesen ist.

ANPASSUNG. Überall wird die Rose vom Efeu erstickt, wo sie beisammen hausen. Wenn man zweierlei Pflanzen in einen Topf pflanzt, so darf man sicher sein, daß die edlere Art zu Grunde geht. Dieser alten Gärtnerregel gegenüber hat doch der Satz vom Survival of the fittest ein recht wunderliches Gesicht. Das Unkraut schafft sich immer Platz, feinere Blumensorten bedürfen der Pflege. Aber soll das heißen, daß der eigentliche Zweck der Natur das Unkraut sei?

Die Geschichte erzählt uns, und die Poesie hat es zu allen Zeiten verdolmetscht,

daß die edelsten Gestalten sieglos untergehen mußten. Viele würden heute mit Achselzucken sagen: Solche Naturen sind eben nicht lebensfähig. Dabei aber leben sie doch, überleben die Alltagsnaturen um Jahrtausende, der Geist, der in den schwachen, zerbrechlichen Gehäusen wirkte, wird zu einer Macht, die den blinden, materiellen Gewalten die Schale hält. Das Edle ist also doch wohl das Anpassungsfähigere, da es sich zwar nicht seiner Umgebung, wohl aber den Jahrtausenden anzupassen weiß.

❧❧

AUS DEM HAUSHALT DER NATUR. In der Verwaltung der Natur wird nicht jeder begabte Mensch für alle Lebensalter gleich gut ausgestattet. Mancher ist in den Zwanzigen schon völlig reif, ein reicher, glänzender, berückender Jüngling, und wird doch nie ein Mann, der imponiert. Auch auf das Äußere pflegt sich diese Einschränkung zu erstrecken, indem es später an Stelle eines ausgereiften Mannes nur einen älter gewordenen Jüngling zeigt. Wie manches viel-

versprechende, junge Genie wird bei seinem frühen Tode unnützerweise heiß beweint, da doch sein ganzes Entwicklungsfeld bereits durchlaufen war. Es gibt auch geniale Kinder, die zum Frühsterben geboren werden.

Andere sind ganz eigens auf das Mannesalter angelegt. Das sind die unliebenswürdigen, wortkargen Kinder, die knorrigen, eigensinnigen, unwirschen, unfertigen jungen Leute, die erst, wenn sie die Mannesjahre erreicht haben, die Borstenhülle abwerfen und verwandelt in würdiger Männlichkeit dastehen. Ja, es soll wirklich vorgekommen sein, daß aus dem Zottelpelz eines Bären, nachdem er vielen Unfug getrieben und nur ab und zu seine höheren Züge hat ahnen lassen, am Ende noch ein verwunschener König ausgekrochen ist.

Endlich gibt es deren, die so lange Zeit brauchen, daß sie erst als Greise recht genießbar sind. Das sind die seltenen, herben Spätherbstfrüchte, die noch den halben Winter im Keller lagern müssen, um endlich völlig süß und schmackhaft zu werden.

Weise Einrichtung der Natur, die nicht alle Früchte für dieselbe Jahrszeit reifen läßt.

Ist es nicht, als ob in schöpferischen Individuen eine Ahnung dämmre, auf welche Ablaufszeit ihre Uhr konstruiert ist? Heimliche Stimmen, die dem einen zuraunen: Laß dir Zeit!, dem anderen: Eile dich! Der so Gespornte sprüht und glänzt dann immer stärker und hilft durch die Eile, mit der er von sich schüttelt, was er zu geben hat, nur die Erfüllung des Geschicks beschleunigen.

Aber haben nicht auch andere Menschen gelegentlich, zum Beispiel in fieberhaften Krankheiten, wo das wache Bewußtsein unterbrochen ist, solches plötzliche Abtasten der Zeitspanne, die ihnen noch gehört? Wenn die Lampe geschüttelt wird, so fühlt man, wieviel Öl übrig ist.

❧❧

Sobald eine begabte Nation oder Rasse oder Familie anfängt, nur noch für den Augenblick zu leben, ist es ein Zeichen, daß es mit dieser Familie, dieser Rasse, dieser

Nation zu Ende geht. Denn alle Lebensstärke schafft und wirkt, auch ohne es zu wissen, für die Zukunft und stellt das Ich hinter die höheren Zwecke zurück. Wo der Einzelne sich als Selbstzweck betrachtet, hört die Weiterentwicklung auf. Mit dem begabten Individuum, das aus einer hohen Tradition herstammt, aber deren Pflichten nicht mehr anerkennt, sondern sich einem schrankenlosen Ichgefühl hingibt, hat sich die Kraft der Natur erschöpft, und der Niedergang beginnt; die Nachkommen fallen in die Masse zurück. Es ist dies aber nicht Wahl des Schlechteren, sondern der unabweisliche Instinkt, daß die Uhr im Ablaufen ist. Ursache und Wirkung fallen ins eins zusammen.

❧❧

Kreuzzüge, Geißelgenossenschaften, Ketzerverfolgungen, Aufklärung, französische Revolution und roter Schrecken. — Der Weltgeist ist wie einer, der eine schwere Last trägt und sie immer von einer Schulter auf die andere wirft, ohne sie abwälzen zu können.

❧❧

Napoleonische Soldaten, von ihm über den geschwollenen Dniepr kommandiert, werden fortgerissen, und im Ertrinken suchen sie noch einmal den Mund über Wasser zu bringen und rufen: Vive l'empereur! Dunkler, seltsamer Seelenvorgang, der gegen das physische Gesetz der Selbsterhaltung zu streiten scheint, denn die Energie, die sie zum Schreien brauchen, wird von ihrem letzten Widerstand gegen das Wasser abgezogen. Und doch ist es, glaube ich, nur eine höhere, geistigere Form des Selbsterhaltungstriebes. Das Bewußtsein will sich noch einmal betätigen, ehe es untergeht. Es klammert sich an diesen Ruf, der ihm sein ganzes Streben ausdrückt, wie an eine Planke, die es noch einen Augenblick über Wasser hält.

❧❧

Was ist die Heiterkeit des Alters und seine Resignation dem Leben gegenüber? Werden nicht auch die Träume leichter, wenn es dem natürlichen Aufwachen zugeht, und schleicht sich nicht um die Däm-

merstunde zuweilen schon eine Ahnung von ihrer Unwirklichkeit ein?

❧❧

ROMANTIK IN DER NATUR. In den Wolkenbildern ziehen die Träume des Erdgeists sichtbar vorüber. Auch er kann, wie der Mensch, nur Formen träumen, die er schon gesehen hat. Bergzüge, Kastelle, kämpfende Reiterscharen, Frauen in wehenden Gewändern, menschliche Profile — so porträthaft, daß man weiß, sie müssen einmal gelebt haben — Affen, Giraffen, Kamele, Krokodile und Meerscheusäler. Auch die in der Urzeit gesehenen Ichtyosauren und Pterodaktylen kommen ihm im Traume wieder mit allen Gestalten, die sind und waren.

Aber nicht nur den Wolken, auch allen Zufallsgebilden gibt er im traumhaften Gestaltungstrieb solche spielerische Formen. An verwitterten Baumstämmen versucht er sich als Bildschnitzer. Die vom Meere zerriebenen Holzsplitter zertrümmerter Schiffe formt er in artiges Kinderspielzeug; sauber modellierte Fische und Vögel, Eulen. die

in Baumstämmen hocken usw. Und so sinnvoll geht er dabei zu Werk, daß er gern die Augen im Holze stehen läßt, um sie zu Tieraugen zu verwenden. Alles in der Natur strebt zur Form, auch das unorganische und desorganisierte; weil es keine zweckmäßige Form mehr haben kann, hüllt es sich in eine nachgeahmte, spielhafte. Ist das nicht die reine Bildfreude der Natur? Und dabei kommt nie eine neue Form heraus, es sind stets die alten, die wir schon kennen, launenhaft zusammengestellt. Das ist die Romantik in der Natur, die auch ihr Recht will.



VON DER
SPRACHE

Der Dichter hat seherische Kräfte, schon weil er mehr als jeder andere über die Kräfte der Sprache verfügt, die an sich die größte Seherin ist.

❧❧

Die Sprache, die wir als unsere Dienerin brauchen, ist viel weiser als wir. Unaufhörlich raunt sie uns Geheimnisse zu, die wir nicht verstehen. Was der Verstand ergrübelt, was die Entwicklung ans Licht bringt, hat die Sprache längst vorausgesagt, nur sagte sie es tauben Ohren. Ihre Orakelsprüche werden erst verstanden, wenn die Erfüllung eingetreten ist.

Die tiefsten Seherkräfte scheint die alte Sprachenmutter Sanskrit zu besitzen, wenn man den Bramanen glauben darf, die versichern, daß noch niemals die Worte der Veden in ihren tief inneren Bezügen und

Spiegelungen von einem Abendländer richtig verstanden worden seien.

❧❧

Ein philosophischer Geist waltet durchweg auch in unserer Muttersprache. Wie bezeichnend ist die Wandlung des Wortes „feige“, das im Mittelhochdeutschen den zum Tode Reifen bedeutete, in seinen heutigen Begriff. Die Sprache schloß von der Wirkung auf die Ursache und scheint uns sagen zu wollen, daß den Tapferen die Götter schirmen. Daß „Elend“ einst nichts anderes war, als Verbannung, wer denkt noch daran, seit die Erde eine große Heimat geworden ist, die alle schützt? Das Wort müßte uns erinnern, daß das Elend heute keine vom Staat verhängte, sondern eine selbst gewollte Strafe ist. Und noch so manches andere geben uns die Worte zu denken. Einst war „Wunsch“ die höchste Glücks*erfüllung*, die Wonne selbst. Das Wunschland war unseren Alten das Land der Seligen, ihr oberster Gott führte selber den Beinamen des Wunsches. Aber seit die Sprache älter geworden ist und nicht

mehr an Märchen glaubt, hat der selige „Wunsk" sich des Besitzes entschlagen müssen und lebt jetzt nur noch in der Sehnsucht. Das Wesenhafte hat sich aus ihm verflüchtigt zum Zeichen, daß die höchste Existenz des Glückes im Wunsche sei.

❧❧

Es gibt unserer Muttersprache einen tiefen und eigenen Zauber, daß so oft in einem Wort mehrere Bedeutungsschichten über einander liegen, die ein feineres Ohr, auch ohne sprachkundig zu sein, noch durchhören kann. Selbst in Kinderohren klingt, wenn sie ein solches Wort zum ersten Mal hören, noch ein Stück von seiner Vergangenheit mit herein und läßt das Wort als etwas geheimnisvoll Lebendiges erscheinen. Und auch durch ihre inneren Beziehungen und Verwandtschaften spiegeln sie einen tieferen Sinn, als sie aussprechen können, daß oft in einem angeschlagenen Tone der ganze Akkord mitklingt.

Darum ist unsere Sprache so ahnungsreich in der Poesie und kann oft mit so wenig Mitteln wirken, wenn sie auch an rein melodischem Reiz hinter anderen Sprachen zurücksteht.

❦❦

Ein seltsames Phänomen! Der sprachliche Ausdruck verroht in allen Ländern, während die Sitte sich verfeinert. Das gilt auch von der feinsten, der italienischen. Im Quattrocento sagte man „mi saetta", jetzt sagt man „mi colpisce", in hundert Jahren sagt man vielleicht „mi ammazza", um auszudrücken, daß eine Sache unsere Aufmerksamkeit erregt.

❦❦

Guter Stil beruht auf einem reinen und tiefen Wahrheitsgefühl. Hinter allem schlechten Stil steckt immer eine gewisse Verlogenheit oder wenigstens Wahrheitsscheu. Selbst die unsichere Behandlung der Temporalformen bei der Mehrzahl der heutigen Schriftsteller hat keinen anderen Grund.

Alle die zur Feder als ihrem Handwerkszeug greifen, sollten zuvor ein Ordensgelübde auf Reinheit und Treue der Sprache ablegen müssen, bei dessen Verletzung sie des Rechtes zu schreiben verlustig gingen. Wenn unsere Schriftsteller, Journalisten, Redner noch eine Weile so fortfahren, wie bisher, so werden die späteren Geschlechter das Material, aus dem sie ihre geistige Welt aufbauen sollen, gänzlich entwertet vorfinden, und sie werden vielleicht zur Schande ihrer Vorfahren, die ihr edelstes Erbgut verschleudert haben, zu einer fremden Sprache greifen müssen, um klare und tiefe Gedanken auszudrücken.

❧❧

Es ist ein Fluch der Affektation, daß sie die Schwachen zur Nachahmung reizt.

Hat ein begabter Mensch eine Grimasse an sich, so steckt er gewiß seine Umgebung damit an, und ein temperamentvoller Schriftsteller, der eine stark ausgesprochene Manier im Schreiben hat, kann ein ganzes Zeitalter mit Manierismus durchseuchen. Das ist ein

Feld, wo jeder seinen Charakter üben kann, indem er sich dem Weitergreifen der Unnatur widersetzt.

„Ja, wenn die Gesundheit ansteckend wäre, wie die Krankheit!" entgegnen die Gleichgültigen.

Auch die Gesundheit ist ansteckend, zweifelt nicht daran, nur daß sie sich viel, viel langsamer verbreitet. Die reichen Engländer wissen es, die, um sich von nervöser Schwäche zu heilen, einen „strong man" zur Gesellschaft nehmen, aus dessen Anblick sie Kräfte ziehen.

Sollte nicht auch der geistig Starke und Gesunde fähig sein, den schwächeren Zeitgenossen diesen Dienst zu leisten?

❦❦

Unsere Kultursprachen sind alle keine vollwertige Münze mehr. Kein Wort hat für unser Ohr den ursprünglichen Klang, der gleich das frische Bild vor die Augen zaubert; es ist schon viel zu viel damit gelogen, geheuchelt, geflunkert worden.

Deshalb hat man auch keine richtige Vorstellung von dem, was die Poesie der Griechen war. Wenn wir zum Beispiel „Rose“ sagen, so taucht mit dem Bild der Blume auch schon dunkel die Erinnerung an all den sentimentalen Mißbrauch auf, der unempfundenerweise mit dem Namen getrieben worden ist, und macht das lebendige Bild der Blume blässer. Wie muß die Rose geleuchtet und geduftet haben, weit über alle Wirklichkeit hinaus, wie muß sich zu dem Leuchten und Duften noch ein magisches Klingen gesellt haben, als sie zum ersten Mal in verklärter Schönheit von Dichterlippen fiel. All dieses Leuchten, Klingen und Duften ist ihr verloren gegangen, seitdem ihr Name durch hunderttausende von Dichterlingen aller Nationen zur hohlen Metapher geworden ist. Es braucht die stärkste Vision des Dichters, damit ich von seiner Rose sagen kann: Dies ist die wahre Rose — und von seiner Nachtigall: Ja, dieser Vogel singt wirklich in seiner Seele.

Mit Worten, die etwas Abstraktes dem Stofflichen entnehmen, sieht es natürlich

noch viel schlimmer aus, weil das Stoffliche aus dem Worte geschwunden ist und nur der leere Begriff zurückgeblieben, der, seit seine konkrete Herkunft vergessen ist, sich die mißbräuchlichsten und sinnlosesten Anwendungen gefallen lassen muß.

Jeden echten Dichter treibt seine Wahrheitsliebe und seine starke sinnliche Vorstellungskraft, dem Wort seinen Vollgehalt zu bewahren. Aber sein weißes Unschuldskleid gibt ihm auch der Größte nicht zurück. Es müßten sämtliche Kultursprachen untergegangen sein und neue, jungfräuliche Sprachen aus dem Chaos heraufgestiegen, ehe eine neue Jugendherrlichkeit, wie sie einst die homerischen Gesänge besaßen, die Welt entzücken könnte.



◇ AUS ◇ VÖLKER-SEELEN



AM FEIERABEND. Die Seele eines Volks erlauscht man an seinen Feierabenden. Wenn ich unsere deutschen Bauern des Abends im schwach erhellten Biergarten singend beisammen sitzen sehe, so muß ich am Zaune stehen bleiben und horchen. Die heiseren, ungeschickten Stimmen sind nicht in der Gewalt der Sänger und geben häufig falsche Töne von sich, aber der Wille ist so rührend gut. Und es klingt etwas Tiefklagendes heraus, wie ein Naturlaut der schmerzlichsten Sehnsucht, von dem die braven, biertrinkenden und auf ihre Art vergnügten Leute selbst nichts wissen. Sie sind nur das rauhe, schlecht gestimmte Instrument, auf dem der Genius des deutschen Volkes seine tiefe, unstillbare Sehnsucht nach dem Schönen klagt. Ich höre die alten, geliebten Volkslieder wieder, die so kunstlos aus dem Mutterboden der Poesie gestiegen sind. Aber wie werden sie gesungen? Das wimmert und klagt in lang gezogenen Lauten, das stöhnt

und schmachtet, wie nach einem Strahl von Schönheit. Meint man nicht den tauben Beethoven zu sehen, wie er einem alten, verstimmten Klavier mit seligem Lächeln, das nach innen lauscht, ein ohrenzerreißendes Konzert entlockt?

Ich aber denke an die florentinischen Sternennächte und an die Schwärme junger Leute, die eilenden Fußes mit ihren Mandolinen und Guitarren durch die Straßen ziehen und unermüdlich singen, singen mit Stimmen, die niemals fehlgehen, die so voll, so klar, so sicher sind, wie der Genius Italiens. Wie taktfest ist ihr Gesang, ihre Töne wie mühelos, wie adlig frei, ganz vorn am Rand der Lippen geboren. Und mit diesen wundervollen Stimmen, in diesen goldklaren Tönen singen sie die banalsten Operettenarien, ganz ohne Empfindung für den überirdischen Glanz ihrer Gestirne droben. O arme deutsche Volksseele, wenn dir ein solches Instrument gehorchte, du würdest dein Inneres darauf ausströmen in einem Gesange, wie ihn die Welt noch nicht vernommen hat.

Aber so gut soll es dir nicht werden. Das Bier und deine eigene Schwere binden dich mit eisernen Reifen. In den Gärten trinken, kegeln und taumeln sie. Wie der Abend vorrückt, wird ihr Gesang zum Geheul, zum Gebrüll, so wild und so tief melancholisch zugleich, wie von einem eingesperrten Dämon, der sich nutzlos quält, seine Bande zu sprengen. Und Entsetzen jagt die Lauscherin von hinnen.

❧❧

UNSERE MÄRCHEN. Das echte deutsche Märchen hat prophetische Züge und ist völlig elementarer Natur. Es ist ja auch kein Produkt der Kunst, sondern aus dem Trümmerfall unserer alten Mythen, unserer alten Religion hervorgegangen. Bei keinem anderen Volke haben sich die entthronten, aber immer noch mächtigen Götter zu Spielkameraden der Kindheit hergegeben. Das goldene Spielzeug, womit sie spielen, das sind Allvaters uralte, zerbrochene Runentafeln, worin seine Weltgedanken eingegraben stehen, jene Tafeln, deren Wiederfinden am neuen Weltenmorgen die Edda

verheißt. Das deutsche Märchen ist das Idafeld, auf dem die verkündigte Wiederkehr der alten Götter und ihr friedliches Beisammenwohnen in Erfüllung gegangen ist. „Wohl ist den Wahlgöttern, wißt ihr davon?“

Auch wer es nicht weiß, fühlt an dem freudigen Ehrfurchtsschauer, der ihn durchläuft, daß hinter diesen Gestalten Wesen höherer Art sich bergen. Darum hat auch das deutsche Märchen, wie die Märchen keiner anderen Nation, einen tief ethischen Gehalt, es weist immer nach einer höheren Gerechtigkeit. Der unschuldige Kindersinn bleibt Sieger, und fast immer behält der Dumme, kraft einer höheren Vernunft, dem Schlauen gegenüber Recht. Es predigt ja sogar, und mit tausend Zungen, das Recht und den Wert der Tiere und reicht dadurch in eine noch höhere Ethik der Zukunft herüber. Hier fällt schon ein Strahl der allumfassenden, indischen Humanität herein, die auch das Tier in ihr „das bist du“ einschließt.

Merkwürdig ist, wie unser Märchen

diesen ethischen Goldgehalt verliert, sobald es sich auf fremdem Boden einbürgert. In Sizilien zum Beispiel sind die schönsten deutschen Märchen so unbefangen zu Hause, als ob sie dort gewachsen wären, aber sie sind reines Spiel der Phantasie oder symbolisiertes reales Leben geworden. Die Moral hat sich völlig umgekehrt: dem Schlauen gehört die Welt, und wer sich überlisten läßt, der hat es nicht besser verdient. Der Genius der lateinischen Völker ärgert sich nämlich über den Unklugen, den Tölpel, der die Gottesgabe seiner fünf Sinne nicht richtig zu benutzen versteht, und gibt ihn schonungslos dem Verderben preis. Das ist seine poetische Gerechtigkeit.

DER KAMPF UM DIE FORM. Gegen die wieder ausbrechende Deutschtümelei in der Literatur und Kritik, die alles Streben nach der Kultur des Südens als antipatriotisch verschreit und auch Goethe nur bis zu seiner italienischen Reise gelten lassen will, sollte man immer daran erinnern, daß der Zug nach dem Süden, dem Lande der Form,

ein nationaler Zug ist. Im Gothen, im Hohenstaufischen Kaiserhaus, überhaupt immer, wenn der Deutsche sich regen konnte, wurde dieser Trieb zur Tat. Das hellenisch-römische Formgefühl gewinnen, es mit dem tiefen, prophetischen Geiste des Germanentums durchdringen, das ist und bleibt die Kulturaufgabe der Deutschen.

„Aber du willst uns zu Griechen machen, du vergißt ganz, daß wir von Natur formlos und nebelhaft sind.“ — Wie könnte ich das vergessen! Aber seine eigenen Mängel kultivieren, kann das die Aufgabe einer Kultur sein?

❧❧

AM ABEND EINER KULTUR. Je ausgeglichener eine Kultur, desto weniger differenziert sie sich mehr in ihren Individuen. Sie gleicht einem ruhigen Abendlicht, das die Gegensätze aufhebt. Das heutige Italien hat keine ganz überragenden Persönlichkeiten mehr aufzuweisen, weil Geist, Talent und Bildung schon zu gleichmäßig in der Nation verteilt sind. Bei dieser Austeilung fällt keinem einzelnen mehr eine so große Masse

von Talent und Tüchtigkeit zu, daß er sich gegen Hunderttausende in die Wagschale werfen könnte. Das Volk ist hochmusikalisch und bringt doch keine Titanen der Musik hervor. Es lebt in einem Element von Poesie, die ihm als unmittelbare Empfindung und als naive Bildersprache von selber zufließt, und hat seit Jahrhunderten kein Dichtergestirn erster Größe gehabt.

Bei uns ist das Volk unmusikalisch und unpoetisch, so kamen wir zu einem Goethe, einem Beethoven, und noch immer kann von Zeit zu Zeit einer aufstehen, der die ganze Musik, die ganze Poesie an sich rafft, während die Menge um ihn her arm bleibt.

❦❦

TYPEN UND INDIVIDUEN. Italien ist das Land der Typen. Der ursprüngliche Mensch, der an keine Zeit und keinen Stand geknüpfte, stirbt dort nicht aus. Deshalb liefert dieses Land den Dichtern wie den Künstlern die vollkommensten Modelle. Nirgends wird die Sprache der Leidenschaft natürlicher gesprochen, alles ist tief, satt und

einfach, und diese erdgeborene Menschlichkeit ist der Untergrund aller Kunst. So muß ja auch der Bildhauer den nackten Körper aufs genaueste kennen, selbst wenn er den bekleideten darstellen will.

In Deutschland ist alles komplizierter und farbloser. Die Stände haben den Menschen verdrängt. Zwar ist der Abgrund zwischen den Ständen äußerlich gar nicht so breit, wie in Italien: die Form der Anrede ist dieselbe, und die materiellen Ansprüche gleichen sich immer mehr aus. Aber in der Tiefe klafft der Riß am weitesten. Jeder Stand ist durch ein ganz verschiedenes Seelenleben von den anderen getrennt, und die gebildete Klasse hat noch überdies in jedem Jahrzehnt eine neue Physiognomie, die ihr die jeweilige Geistesmode aufdrückt. Nun gibt es freilich innerhalb dieser Schranken die stark entwickelten, hochkomplizierten Individualitäten, von denen man in Italien kaum eine Ahnung hat. Aber die einfache Grundform des Menschen ist ausgestorben.

Was im Deutschen ein Original heißt, das nennt der Italiener „un tipo". Die Sprache

verrät hier das Geheimnis einer Schattierung, die dem Geiste nicht bewußt ist. In Italien strebt alles zum allgemeinen. Zwar wird vielleicht nirgends der Standesunterschied äußerlich mehr respektiert, der Vornehme dutzt den Geringen, der diese patriarchalische Form ganz natürlich findet. Dabei wissen sie aber beide: der Unterschied ist etwas rein Äußerliches, im Fühlen, Denken, Handeln sind sie gleich, sind eben Menschen. Der Abstand der Bildung, der in Deutschland so viel Gehässigkeit erregt, kommt dem gemeinen Mann in Italien gar nicht zum Bewußtsein, er kennt nur den Unterschied zwischen dem Besitzenden und dem Nichtbesitzenden, den ein Lottogewinnst über Nacht aufheben kann.



DER GENIUS DER LATEINISCHEN RASSE. Der lateinische Genius ist ein so einfacher und zugleich so wundervoller Mechanismus. Er muß uns Germanen immer aufs neue entzücken, wenngleich sein Zeug nicht überall ausreicht. Denn dieser feine, rasche, sonnenhelle Geist hat keinen Zugang



zu den geheimnisvollen, unterirdischen Gewölben, auf denen unsere große Kunst ruht: ein Beethoven konnte nur ein Deutscher sein. Unendliche Gebiete bleiben dem Romanen verschlossen: das Helldunkel der Empfindungen und der rätselhafte metaphysische Untergrund der Dinge, das Reich der „Mütter“. Wenn wir da ankommen, lassen unsere italienischen Freunde uns allein gehen, sie fürchten sich wie Kinder vor dunklen Kammern.

Die festen Schranken der Erde sind ihnen zu lieb. Es ergreift sie ein schreckhaftes Gefühl, wenn sie uns nach dem grenzenlosen Raume steuern sehen, es ist ihnen, als müßten wir ins Leere stürzen, als sollten sie uns an den Kleidern festhalten.

❦❦

Respekt vor der Form ist die Stärke des lateinischen Geistes und seine Schwäche zugleich. Die italienische Renaissance hatte aus der katholischen Kirche ihre innerste Seele herausgeblasen, die leergewordene Schale anzutasten, fiel ihr niemals ein. Nicht nur die heidnisch gesinnten Weltkinder respektieren

sie, auch der glühende Asket Savonarola wagte nicht, die letzte Konsequenz seiner reformatorischen Ideen zu ziehen; nur die Personen griff er an, nicht das System. Die festgefügte, überkommene Form hielt ihn in unentrinnbarem Bann, und ein abergläubischer Schauder riß ihn auf die Knie, als es ein Anrennen gegen den tausendjährigen Bau gegolten hätte.

Dazu brauchte es den harten Schädel eines deutschen Mönchs, der ein naives Naturkind war, auch Wein, Weib und Gesang nicht verschmähte und ohne Furcht vor Überkommenem die Welt aus den Angeln hob.

❧❧

DAS HELLENISCHE IM ITALIENER. Das persönliche Auftreten der Griechen kann man sich nur durch die Italiener leibhaft vorstellen. Wie Perikles vor allem Volk weinte, als er die Aspasia verteidigte, davon gibt nur der italienische Volksredner noch einen Begriff. Sich selber spielen wird bei allen anderen Völkern zur Unnatur, und besonders

der Germane tut wohl daran, seine Empfindungen nur erraten zu lassen. Einzig der Italiener besitzt noch von Natur die starke Geste, die den Affekt ganz unmittelbar und mit höchster Würde ausdrückt.

❧❧

KULTURMISSION DER RÖMER. Man schelte mir nicht die Römer. Ohne ihr Weltreich wäre keine der heutigen Kulturnationen. Das Griechentum brachte den Samen aller Kultur hervor, aber es hatte nicht die Kraft, ihn weit genug zu verbreiten. Dann kamen die Römer wie ein Sturmwind und trugen ihn über die ganze Erde. Freilich wußten sie nicht, was und weshalb sie es taten. Wenn die Weltgeschichte einem ein Amt gibt, so teilt sie ihm nicht zugleich ihre geheimen Absichten mit. Deshalb schelte man mir doch die Römer nicht.

❧❧

DIE RUSSEN. Unter den heutigen Literaturen ist nur die russische völlig bodenwüchsig, weil sie unter ganz eigenen Lebensbedingungen steht. Das russische Volk hat

keinen Teil an dem großen Kulturerbe der westlichen Völker, es ist nicht einmal unser Zeitgenosse.

Ein Stiefkind der Sonne, steht es zwischen zwei unerbittliche Mächte eingeklemmt: eine Natur voll Schrecken und eine unentrinnbare, ebenso grausame wie korrupte Staatsgewalt. Die Kunst, die uns Prometheuskindern das Dasein erhellt, hat nie in das ihrige geleuchtet. Nichts kann den Druck von ihnen nehmen, als zeitweiliges Vergessen durch berauschendes Getränk. Nie hat der Gedanke, der Titanensohn, in ihnen sein trotziges Haupt erhoben und in die Sterne gegriffen. Den gewaltigen Stolz der Menschheit, unser Prometheuserbe, kennen sie nicht. Einsam und wild und dumpf und traurig, schon zu Lebzeiten der Scholle pflichtig, die sie einmal aufnehmen wird, wandeln sie über ihrem Grabe. Sie sind Kinder des Fatums. Und eben weil sie der Natur unweigerlich angehören, deshalb vernehmen sie ihre Stimme unmittelbarer und eindringlicher und haben plötzliche Offenbarungen, wie kein anderes Volk sie haben kann. Seltsam ergreifend,



fremd und todestraurig sehen ihre besten Werke uns an.

❧❧

DIE INTERPUNKTIONEN. Die Interpunktionen sind kleine, höchst charakteristische Merkmale für den Geist eines Volkes. Der Germane setzt sie bei den logischen, der Romane bei den rhetorischen Einschnitten So unterscheiden sich gleich die Denker- und die Rednervölker. Nichts ist schwieriger an einer fremden Sprache zu erlernen, als die Interpunktion, es heißt, dabei aus der eigenen Seele heraus in die Seele einer fremden Rasse fahren. Der Franzose, der Italiener stellt gewiß sein Komma immer dahin, wohin wir es nicht stellen möchten. Sein Absetzen bedeutet eine kleine Pause zur vermehrten Eindringlichkeit und oratorischen Wirksamkeit, das unsrige bedeutet eine gedankliche Gliederung.

❧❧

UMGANGSFORMEN. Je mehr natürliches Formgefühl einer Nation innewohnt,

desto weniger bedarf sie der Formalität und Etikette. Aus den Umgangsformen, die den südlichen Völkern wie ein leichtfließendes und anmutiges Gewand am Leibe sitzen, haben die nordischen einen starren Panzer gemacht, der sie an jeder natürlichen Bewegung hemmt.

❧❧

DER MENSCH UND DIE LANDSCHAFT. Die deutsche Landschaft haucht eine Innigkeit und zärtliche Wehmut aus, die sich bis zur Zudringlichkeit einschmeichelt und das Gemüt verwöhnt. Sie trauert mit dem Trauernden, aber wie alle Mitleidigen steigert sie den Kummer, statt ihn zu heben. — In Italien ruht die Natur wie eingeschlossen in ihrer eigenen Schönheit, sie lächelt göttlich unbekümmert und weist die Vertraulichkeit des Menschen zurück. Ein Betrübter kann ihr sein Leid nicht klagen, weil sie ihn gar nicht anhört, so gewöhnt sie ihm allmählich durch ihr sonniges Lächeln die Schwermut ab. Wenn sie Stimmung ausdrückt, so ist es eine erhabene,

feierliche. Römische Cypressen steigen über den Trümmern einer untergegangenen Welt wie ein Requiem zum Himmel auf und heißen alle persönliche Empfindsamkeit schweigen.

❦❦

Die italienische Luft hat dieselbe Eigenschaft wie Glas und Wasser: sie verschönt die Gegenstände, sie reinigt, sie idealisiert. Zugleich gibt sie ihnen eine körperlose Unwirklichkeit, die nur das Auge anregt und das Gemüt völlig stille läßt.

❦❦

Die Jahrhunderte der hohen Kultur haben auch an der geistigen Physiognomie der italienischen Landschaft gearbeitet. Die schönen Linien der Hügel mit den sanft ansteigenden Cypressenreihen, den glücklich verteilten Piniengruppen und den Landhäusern, die aus der Formation des Terrains organisch herausgewachsen scheinen, haben etwas Vergeistigtes, wie ein schönes Gesicht,

das durch reiche innere Erlebnisse veredelt ist.

❦❦

Sobald man den italienischen Boden betritt, fühlt man sich vornehmer; es ist, als sei eine Standeserhöhung mit uns vorgegangen. Wie genießt man schon das aristokratische Glück der großen Räume, der Treppen und Hallen. Sich nicht im Raum beschränkt sehen ist ein adliges Vorrecht. Selbst der Bettler, der auf den breiten Stufen, den mächtigen Bänken der alten Palazzi lungert, hat daran Teil, wie an all den schönen Dingen, die man genießt, ohne dafür zu zahlen; es gibt ihm seine königliche Haltung. Auch das Klima trägt zu diesem Gefühl des Stolzes bei: man bringt nicht so oft durchweichte, schmutzige Kleider nach Hause, man fühlt sich nicht durch schwere Klumpen Kot an den Stiefeln erschöpft und degradiert.



◇ VOM ◇
GENIUS

Der Genius wandelt, wie die Gottheit, unsichtbar auf Erden. Auch der stumpfste Philister kennt augenblicklich das Talent, wo es ihm entgegentritt, mit dem Genie aber könnte er, wie im Märchen der Schwabe mit dem lieben Gott, auf die längste Wanderschaft ziehen, ohne zu bemerken, wen er neben sich hat. Nur insofern, als dem Genie auch noch ein sehr großes Talent eigen ist, erobert es sich dennoch seinen Platz, wird aber dann mit anderen Talenten beständig verwechselt und höchstens gradweise von ihnen unterschieden. Der Genius selber bleibt nach wie vor unerkannt, ihn zu erkennen hat der Alltagsmensch überhaupt kein Organ. Nur so kann man sich die ungeheuerlichen Nebeneinanderstellungen erklären, denen man täglich im Munde von „sehr gebildeten Leuten" begegnet.

Das Genie zeigt sich nicht im Ausdenken des Unerhörten, nie Dagewesenen, sondern daran, daß das Alte, Abgeblaßte, von ihm berührt, auf einmal wieder ganz frisch und neu wird.

❧❧

Kennzeichen des Genies ist sein unwiderstehlicher Wahrheitsdrang. Es ist wahr, weil es gar nicht anders kann, weil sein ganzes Sein im Anschauen der Grundwahrheiten besteht. Alles Flunkern, Vertuschen, Ausweichen ist ihm seiner Natur nach unmöglich. Sobald ein Künstler, und sei er noch so begabt, dem äußeren Effekt eine der ewigen Wahrheiten opfert, hat er sich selber ein untrügliches Rangzeugnis ausgestellt.

❧❧

Genialität ist ein besonderes, angeborenes Verhältnis zur Natur, wodurch ein Sterblicher die kürzesten Wege zu ihr findet. Es ist zunächst nur ein Zustand, der auch latent bleiben kann und es oft genug bleibt, denn er ist gar nicht immer mit einem starken

Schaffenstrieb gepaart, und es könnte sehr wohl einen genialen Dichter geben, der sich sein Leben lang mit dem Lauschen auf die inneren Stimmen begnügt und nur zuweilen in seinem Entzücken ein paar Worte nachgestammelt hätte, ohne sich dem Zwang des wirklichen Schaffens zu unterziehen. Von dieser Art sind vielleicht die Dichter unserer schönsten Volkslieder gewesen.

Andererseits bringt auch der Genius, der vom größten Schaffenstrieb beseelt ist, nicht immer ein Geniewerk hervor. Was man ganz eigentlich so nennt, das sind jene Werke, deren Guß so rasch, so feurig, so einig ist, daß ihre Fehler nicht auszumerzen sind, weil sie mit dem Besten darin ein untrennbares Ganzes bilden. Um sie zu schaffen, bedarf er eines Stoffes, der sich seiner mit Gewalt bemächtigt und eines besonders günstigen Planetenstandes, durch den von allen Seiten unsichtbare Mitschöpfer heranschießen, denn dem Geniewerk hängt immer etwas Dämonisches an. Derselbe Dichter schafft zu einer anderen, minder schicksalsvollen Stunde ein anderes Werk, das vielleicht als Arbeit voll-

kommener ist, weil er es überlegt und durchgefeilt hat, das aber nicht mit diesem höchsten Stempel gezeichnet ist. Das Geniewerk kennt man an dem unwiderstehlichen Glanz, den es noch nach Jahrhunderten ausströmt.

Die Früchte der Glücksstunde sind, wie Kinder der Liebe, schöner, stärker, eigenwilliger, erregen mehr Bewunderung und Tadel und werden von den Erzeugern mehr geliebt, als die Kinder, die aus ihrem täglichen Verkehr mit der Muse entsprossen sind.

❧❧

Der Witz, der der gerade Widerpart der Poesie ist, hat das mit ihr gemein, daß er zuweilen Eingebungen beschert, die über den Horizont des Individuums gehen. Es können sogar aus dem Munde von Kindern markerschütternde Witze kommen, von deren Tragweite diese nichts ahnen. Sie stehen mit unschuldigem Lächeln da, während der schlimmste Kobold aus ihnen herausredet. Also ist auch der Witz keine bloße Talentsache, sondern gehört der Sphäre des Dämonischen, oder Genialen an, wie man es nennen will.

❧❧

POESIE

Um das Schöne zu schaffen, muß man das Wahre kennen.

❧❧

Der Prozeß des dichterischen Schaffens ist keine Handlung, sondern ein Vorgang. Der Dichter kann mit seinem Willen nichts dabei tun, als äußerliche Hindernisse wegräumen. Die Phantasie trägt ihn ohne sein Zutun in ihre Lande, sein Verstand hat dabei kein anderes Geschäft, als hie und da den Radschuh zu brauchen. Der Genius, der unbewußte, lenkt den Wagen; stört man ihn, so entflieht er, und will man den Wagen ohne ihn weiter führen, so kommen kleine Kobolde und führen ihn in den Sumpf. Das sind die eigentlichen Verstandesgeisterchen, die in diesem Reviere nichts zu suchen haben.

❧❧

Der Dichter kommt mit dem ganzen Erfahrungsschatz der Menschheit zur Welt.

❦❦

Das schaffende Prinzip ist immer dasselbe, ob es sich über die ganze Erde ausbreitet oder sich zu einem kleinen Punkt zusammenzieht. So auch der Dichter. Ob sein Stoff groß oder klein, tut nichts zur Sache, es fragt sich nur, ob im Kleinen das Große enthalten ist. Die Einheit der Dinge muß durchscheinen.

❦❦

Die schönen Dinge liegen mehr an der Oberfläche, als man glauben sollte. Es braucht die feine und leichte Hand der Glücksstunde, um sie zu heben. Bei zu großer Mühe gräbt man leicht zu tief und bohrt eine falsche Schicht an.

❦❦

Poetische Wahrheit ist die unwillkürliche Auslese und Verschmelzung vieler Wirklichkeiten mittels der Phantasie.

❦❦

Jeder Stoff, der von der Poesie berührt wird, verwandelt sich aus dem Einmaligen ins Absolute. Die Todtenklage, die dem geschiedenen Freund gedichtet wurde, gilt bereits dem Freund nicht mehr, sondern allen Gestorbenen und allen, die noch sterben werden. Daher die Allgültigkeit und Allverständlichkeit der Poesie. Aber das Individuelle muß die Wurzel sein, aus der das Typische herauswächst, sonst erscheint das ganze Gewächse als ein künstliches.

Alles Erlebte ist so vieldeutig, daß dem Dichter sein eigenes Lebensschicksal genügt, um alle erdenklichen Lebensgeschicke daraus zu formen.

Aber nicht auf die Menge der äußeren Ereignisse kommt es an, sondern was einer innerlich davon aufnimmt. Es gibt Leute, die essen und immer essen, aber es schlägt nicht an, sie bleiben dabei spindeldürr. Ebenso ist es mit der Psyche auch. Es kann einer die Erde umschiffen, um etwas zu erleben, und doch mit leeren Händen zurückkommen,

wenn ein anderer einen Spaziergang über die Hügel macht und neue Welten nach Hause bringt.

❦

Der Dilettant steigert sich gern in eine dumpfe Begeisterung hinein und springt kopfüber in die Wogen der Sprache, ohne einen Schwimmgürtel mitzunehmen, der ihn über Wasser hielte.

❦

Immer spricht der Dilettant den Künstler als Bruder an. Der Künstler mag sich dies ruhig gefallen lassen — er hat keine Pflicht der Aufrichtigkeit gegen ihn.

❦

Manche dichterischen Erzeugnisse haben uns, so lange sie neu waren, zur Bewunderung hingerissen, aber als wir sie zehn Jahre später wieder hervorholten, sahen wir mit Schrecken, daß ihre Haut bereits zu schrumpfen begonnen hatte. Abermals zehn Jahre, und wir können sie gar nicht mehr zur Hand nehmen, so welk und runzlig sind sie unterdessen geworden.

Es sind die Hoffräulein des Rübezahl, die einen Tag lang im Sonnenlicht mit der Prinzessin lachen und spielen und von ihr für lebendige Wesen gehalten werden, wenn aber der Abend kommt, so liegen sie tot und eingeschrumpft als welke Rüben da.

❧❧

TENDENZ. Der Dichter hat gar nicht nötig, sich ernsthaft mit den Vorurteilen herumzuschlagen. Das macht viele der nordischen Schriftsteller so schwerfällig und ungenießbar für feinere und freiere Geister, denen ihre Probleme gar keine Probleme mehr sind.

Der echte Künstler nimmt getrost den Sieg einer lichteren und höheren Weltanschauung voraus, und auf diesem Boden, den er nicht mehr zu erobern braucht, der sein ist, steht er gelassen und lächelnd. An den Tageskämpfen braucht er schon deshalb keinen Teil zu haben, weil ihre Fragen für ihn seit Jahrhunderten abgetan sind.

❧❧

Warum ein Dichter immer zur Öffentlichkeit reden muß und mit einem einzelnen



noch so liebevollen Hörer nicht zufrieden sein kann? Weil ein Kunstwerk zahlloser Deutungen fähig ist, und darum von dem Einzelnen nicht ausgeschöpft wird. Ein Werk, das nicht in die Allgemeinheit gedrungen ist, hat nie existiert. Unter Allgemeinheit verstehe ich aber nicht die große Herde, die das Abc gelernt hat, sondern die Allgemeinheit der Denkenden, die zusammen einen ganzen Menschen bilden. Ein einzelner, und sei er noch so geistesstark, ist in diesem Sinne niemals ein ganzer Mensch, was jeder Künstler mir zugestehen wird, wenn er sich sein edelstes Publikum im einzelnen vergegenwärtigt: dem einen fehlt der bildliche Sinn, dem anderen das Ohr für den Rhythmus, dem dritten das Organ für den Naturlaut, und so herunter in die feinsten Schattierungen, daß der Schöpfer des Werkes sich von keinem einzelnen völlig verstanden fühlt, und natürlich desto weniger, je reicher und tiefer sein Werk.

❧❧

Der Deutsche legt im Grunde gar keinen Wert auf das Talent. Ihm kommt es vor

allem auf die Gesinnung an. Man lese nur die Kritik einer Dichtung in den Tagesblättern. Da gibt sich der Rezensent saure Mühe, den Charakter des Dichters und seine Anschauungen in bezug auf Religion, Moral, soziale Fragen und Gott weiß was alles zu ergründen. Hat er glücklich einen Ausspruch entdeckt, der ihm auf irgend eine der ihm bekannten Kategorien zu deuten scheint, so nimmt er seinen Mann beim Schopf und bringt ihn flugs in der betreffenden Rubrik unter, ohne zu bemerken, daß er ein paar Seiten später vielleicht ebenso gut zu dem gegenteiligen Resultat kommen könnte. Es wird wohl mehr als ein Autor gestaunt haben, wenn er sich plötzlich wie ein Schmetterling auf einem Stück Papier mit der Nadel im Rücken aufgespießt und klassifiziert fand. Denn in der Natur des Dichters, wie in der der Menschheit liegen die Widersprüche beisammen, weil er in allem ist und alles in ihm, daher er als ein Proteus in allen Lebensformen sich bewegen kann und muß. Der Dichter ist zugleich Christ und Heide, Zweifler und Gläubiger, Bekenner aller Re-

ligionen und keiner, ein Kind der elementaren Volkskraft und der aristokratischen Verfeinerung, Freund des Starken und Beschützer des Schwachen, Verkünder der rücksichtslosen Gewalt und der heiligen Sympathie. Er kann sich im selben Augenblick für das übermenschliche Genie Napoleons und für das menschliche Heldentum der Befreiungskriege begeistern. Ihn entzückt der heilige Zorn Luthers und die geistreich überlegene Indifferenz Leos X. ebenfalls. Das alles gehört zu den Grundbedingungen seines Wesens, die ihm ohne weiteres zugestanden werden müssen, die die Kritik gar nicht im einzelnen herauszuklauben braucht. Sie hat sich nur mit der Form zu befassen, unter der sein Wesen jeweils in Erscheinung tritt. Aber gerade das, was vor seinen Augen liegt, die Gestaltung, übersieht der Kritiker gewöhnlich ganz. Redet er je von Form, so meint er immer die äußere, wohl gar die metrische, und die — versteht er meistens erst recht nicht.

❧❧

ROMAN UND NOVELLE. Viele glauben, daß die Novelle ein kurzer Roman, der Roman eine lange Novelle sei. Das ist grundfalsch. Der Ursprung der Novelle ist die Anekdote, wie man bei Bocaccio noch deutlich sieht. Die Novelle darf ihre einfache anekdotische Grundform nicht verleugnen, sonst wirkt sie leicht kleinlich. Man muß den mündlichen Erzähler noch durchfühlen, das erhält ihr die Frische und den ursprünglichen Reiz. Mit hinreißender Meisterschaft hat dies Maupassant durchgeführt. Um die Anekdote recht deutlich durchfühlen zu lassen, erzählt er zumeist in erster Person oder legt die Geschichte einem fingierten dritten in den Mund, hinter dem er selbst versteckt ist. Dieses Vorschieben des mündlichen Erzählers macht die Handlung konzentrierter und alle Darstellung lebendiger. Naturgemäß muß er aus diesem Grunde die langen Dialoge vermeiden, in direkter Rede gesprochen wird bei ihm bloß das unmittelbar zur Handlung Gehörige und was zugleich den Sprechenden charakterisiert. Es war ein Unfug der verflossenen Dichter-

schulen, aus der Novelle einen kleinen Roman mit eingeschalteten Episoden und endlosen dramatischen Dialogen zu machen, die häufig gar wie im Drama die Exposition zu übernehmen hatten, was die eigentliche Form der Novelle ganz verwischte.

Der Ursprung des Romans ist im Epos, in der Rhapsodie, daher sein völlig anderer Charakter. Der Rhapsode trug nicht das Selbsterlebte und -gehörte, sondern etwas Gedichtetes und auswendig Gelerntes vor. Dadurch waren die breiten Episoden, die langen Dialoge und die Freiheit der Anordnung möglich. Das Epos rollt ein großes, verschlungenes Teppichmuster auf, in dem die verschiedensten Fäden durcheinander laufen, der mündliche Übermittler hätte die ganze Ordnung nicht übersehen können, wäre nicht jedes einzelne Teilchen genau fixiert gewesen. Der Rhapsode hatte zu seinem Vortrag nicht einmal die Reihenfolge nötig, er konnte einzelne Gesänge herausnehmen und für sich vortragen. Diese epische Grundform ist dem Roman verblieben, und es ist angenehm, sie durchzufühlen. Selbst die Ein-

teilung in Kapitel, die der Einteilung des Epos in Gesänge entspricht, ist dem Leser, wie einst dem Hörer, eine Wohltat und als Ruhepause höchst wünschenswert. Aus den besten Romanen, wie zum Beispiel den „Promessi sposi", kann man ebenso gut wie aus den alten Epen ein einzelnes Kapitel herausnehmen und für sich genießen.

❧❧

Die katholische Kirche, die für die bildenden Künste so fördernd war, ist es keineswegs für die Poesie. Shakespeare und Goethe konnten nur protestantischen Ländern entstammen, sie brauchten zu ihrer Entwicklung ungehemmte Geistesfreiheit und weiteste Menschlichkeit. Wie eng und unfrei steht daneben Dante mit all seiner Titanengröße. Selbst bei dem edelsten Dichter des neueren Italiens, bei Manzoni, weht nicht die reine Bergluft der germanischen Dichter, man fühlt eine katholische, nicht eine menschliche Moral. Bei der Poesie der lateinischen Völker wird einem nur da von Herzen wohl, wo sie im Heidentum wurzelt.

❧❧

In einem Tyrannenstaat können wohl große Künstler heranwachsen, aber keine großen Dichter, denn der Dichter muß die Wahrheit sagen können oder was er dafür hält. Darum brachte die italienische Renaissance nur Höflingspoesie hervor. Die damaligen Dichter konnten nicht einmal auswandern, denn in der Fremde waren sie Bettler.

❦❦

VON SHAKESPEARE. Die Schöpfungen des großen Unbekannten geben, wie die der Natur, immer neue Rätsel auf. Jede Generation sucht sie mit den ihr eigenen psychologischen Werkzeugen zu lösen. Denn seine Charaktere sind kompliziert wie lebende Menschen, voll von Widersprüchen, Unerklärlichkeiten, Lücken, Zweckwidrigkeiten. So ist Hamlets verstellter philosophierender Wahnsinn dem, was er bezweckt, eigentlich entgegen. Er zieht damit die Aufmerksamkeit auf sich, statt sie abzulenken; um den König zu täuschen, hätte er gedankenlose Fröhlichkeit heucheln müssen.

Jeder rechnende Dichter hätte ihn so gezeichnet, aber Shakespeare fand im Stoff schon die Verkehrtheit vor und nahm sie ruhig in sein Werk herüber, denn Verkehrtes gehört zur Menschennatur. Daher wickelt das ganze Stück sich ab wie ein Traum, in dem immer das Unerwartete, Widersinnige geschieht und wo dennoch alles einen tiefen Sinn hat, freilich einen Sinn, der erst beim Erwachen ausgelegt wird. Um die Herstellung logischer Charaktere kümmert Shakespeare sich so wenig, wie die Natur selber, und unüberlegt, selbstverständlich fließen die menschlichen Elemente, das heißt die Widersprüche, in seine Schöpfung hinein.

❧❧

Shakespeare zerstört lieber den äußeren Zusammenhang einer Figur, als daß er um seinetwillen einen Zug unterdrückte, der typisch ist. Die Gräfin Capulet fühlt sich durch den Tod der Tochter an ihr hohes Alter erinnert, während man nach ihren eigenen früheren Angaben ihr Alter auf etwa 28 Jahre berechnen muß. Der Dichter will in dem Schmerz der Mutter allen

Elternschmerz zeichnen, und dazu braucht er, um stark zu wirken, die hohen Jahre. Das wirkliche Alter der Gräfin ist ihm dabei etwas Äußerliches, Unwichtiges. Und sollte das auch nur Vergeßlichkeit sein, so wäre diese Vergeßlichkeit schon sehr bedeutsam. Die wirkliche Gräfin Capulet könnte noch einen Haufen Kinder bekommen und brauchte darum nicht zu verzweifeln. Aber schon ist dem Dichter der Einzelfall gleichgültig geworden, und er läßt ihn hier am Schluß der Tragödie, wo die Wogen am höchsten gehen, von der Flut des Allgemeinen, Ewig-Menschlichen verschlungen werden.

Ebenso wenig scheut er sich, der stärkeren Wirkung zu liebe seine Personen so reden zu lassen, wie sie, menschlich genommen, aus ihrer Haut heraus im Augenblick gar nicht reden könnten. Julia, in ihrem Erwartungsmonolog, redet über die Unschuld, die in allem ist, was Liebe tut — aber die Unschuld denkt nicht über sich selber nach, und eine wirkliche Julia könnte

solche Dinge erst Jahre später in der Erinnerung an diese Nacht sagen. Sie geht dabei aber nicht, wie es den Schillerschen Figuren häufig zustößt, über ihre eigene Persönlichkeit, sondern nur über ihren augenblicklichen Zustand hinaus. Darum wirken ihre Worte auch nicht als unwahr, denn die Geschöpfe der Poesie haben ein anderes Gesetz, als die des Lebens. Da sie in einer idealen Zeit stehen, können sie die eigenen künftigen Erkenntnisse vorausnehmen.

❦❦

HAMLET UND ORESTES. Hamlet ist der Spiegel des modernen, komplizierten, nordischen Menschen. Solcher Charaktere hat die Muse des Nordens noch mehrere umrissen, die nur ihres Shakespeare harren, zum Beispiel den „Held Vonved" der dänischen Ballade und den Gunnlaug Schlangenzunge der isländischen Saga. Auch bei ihnen ist das Gleichgewicht gestört durch das Überwiegen der inneren Hemmungen, die zu einer tragischen Schicksalsmacht werden: der düstere Vonved, der über seine eigenen Rät-

sel nicht wegkommt, und der schlagfertige Gunnlaug, der dennoch nirgends fertig werden kann, sind Hamlets leibliche Brüder. Bei Hamlet liegt die Hemmung eigentlich in der Beweglichkeit des Geistes, der die Vorstellung des Verbrechens nicht in völliger unmittelbarer Deutlichkeit festhält, daher die Zweifel, das Ausweichen, die Entschuldigungen vor sich selbst, die Gedankenflucht, in die er sich absichtlich stürzt, um auszuruhen. Wäre er Zeuge des Verbrechens gewesen, so hätte er wie ein Wetterstrahl den Schuldigen getroffen, denn daß er handeln kann, so gut wie seine beiden nordischen Brüder, beweist er durch das ganze Stück, sobald etwas Gegenwärtiges ihn aufregt. Das Rascheln hinter der Tür genügt ihm schon dazu. Die Aufführung des Schauspiels dagegen hat diese Macht nicht, sie gibt zwar die ersehnte geistige Gewißheit, aber die Phantasie ist doch nicht stark genug, um den dargestellten Mord mit dem wirklich begangenen zu identifizieren. Es braucht die Realität des Giftbechers, um endlich den Blitz der Tat zu entzünden.

Wie anders ist dagegen Orest, der einfache antike Mensch. Als Kind von Hause entrückt, wächst er fern vom Ort der Missetat auf. Agamemnon, das Netz, das Beil können für ihn nur eine Sage sein, so sollte man nach heutiger Denkweise meinen. Hat er Kindheitserinnerungen, so müssen sie ihm die einst liebende und zärtliche Mutter zurückrufen. Das dauernde Leiden der Schwester hat er nicht mit angesehen. Den lange abwesenden Vater hatte er kaum gekannt. Lange Jahre sind seit der Tat verflossen; für einen Menschen von heute wäre Gras darüber gewachsen. Nun erscheint er, ganz in seine Rachepflicht wie in einen ehernen Panzer eingehüllt. Als wäre es gestern geschehen. Agamemnons Blut, das heilige, klebt für ihn noch an der Schwelle, und unbedenklich, unbarmherzig vollzieht er das Gericht. Das ist antike Art. Orest ist die verkörperte Rache, die unauslöschliche Erinnerung einfacher Naturen, über die die Zeit keine Macht hat. Solche Menschen leben sogar heute noch, an einsamen Orten, wo die Tage nichts Neues bringen, wo man

weder lesen noch schreiben kann, besonders auf italienischen Inseln, wie denn überhaupt der einzige Anhaltspunkt sich den Griechen wenigstens von ferne noch vorzustellen, der Italiener ist. Hamlet, der in Wittenberg studiert hat, der über Sein und Nichtsein philosophiert, kann kein Rächer sein, es schieben sich ihm zu viele Gedankenreihen dazwischen. Und doch sind seit dem Tode seines Vaters erst zwei Monate verflossen. Aber zwei Monate können für den zerstreuten, grübelnden Geist des modernen Menschen zwei Jahrhunderte bedeuten.

❧❧

MEISTERWERKE IM WANDEL DER ZEIT. Es ist frappierend zu sehen, wie auch die großen Meisterwerke der Literatur mit der Zeit ihr Gesicht verändern. Varnhagen schreibt einmal an Rahel, die Figuren im Wilhelm Meister seien so unendlich lebensnah, ein Schritt weiter, und man stünde im Leben selbst. Nichts kann dem heutigen Leser fremder sein, als dieses Urteil. Für uns sind die Figuren so lebensfern, so sehr



in eine andere Sprache übersetzt, durchgeistigt und durchscheinend von der Idee, daß das körperliche Gewand, das sie einhüllen soll, fast ganz geschwunden scheint. Man kann sie nicht leibhaft sehen, sie erinnern an keinen Lebendigen mehr. Hat uns der neuere Roman an eine so viel größere Lebensnähe gewöhnt? Oder sind es ausgestorbene Typen? Vielleicht beides. So viel ist sicher: ich kenne persönlich nicht einen mehr, Philine ausgenommen und ein paar Unterfiguren, auch die nur, wenn ich meine Kindheitserinnerungen zu Hilfe nehme. Heute hätte auch Philine ein anderes Gesicht. Solch gutmütigen Flattersinn ohne alle Berechnung gibt es nicht mehr. Auch die Aurelien sind ausgestorben, nicht zu unserem Schaden. Diese Aurelie muß einmal sehr wahr gewesen sein, ich erinnere mich noch dunkel solcher Gestalten, solcher ewig klagenden, von Erinnerungen verzehrten, sie ins Schaufenster legenden. Heute weiß eine Verlassene, daß sie mit Klagen den Freunden im besten Falle lästig fiele und auch von ihnen in den Winkel gestellt würde,



wahrscheinlicher noch zöge sie sich Spott und Schadenfreude zu. Deshalb nimmt man sich jetzt in solchen Fällen zusammen. Aber damals gefielen die Seelenergüsse, man sah gern die zuckenden Herzfasern bloßgelegt und zwang sich mitzufühlen, fühlte wohl auch wirklich mit. Welch ein festes und hartes Geschlecht sind wir neben diesen Gefühlsschwelgern. Wir bergen unsere Empfindungen hinter einer Eisrinde, wo sie freilich allmählich erstarren.

Serlo kann ich noch wie im Nebel wahrnehmen. Lothario, Natalie, Therese sind völlig zu Schemen geworden wie viele andere, eine ausgestorbene Welt. Der Harfner und Mignon hatten niemals Blut in den Adern, sie sind ein Stück blässester Romantik. Die Mignon ins Lebendige übersetzt heißt Meretlein. Kurz, das Leben ists gerade, was ich gar nicht in dem Buche finden kann, nur eine aus der Zeit gezogene Quintessenz des Lebens, bis zur Entkörperlichung destilliert. Die höchste, göttlichste Weisheit eines Sehers und Beichtvaters.

❦❦

Nur die Griechen und Shakespeare mit wenigen anderen verändern ihre Züge nicht. „Nothing in you that doth fade". Ihre Grenzen sind so weit, daß jede neue Kulturperiode darin Raum hat.

❦

Indeß wer weiß? Vielleicht werden in ferner, ferner Zeit auch Shakespeare und der Faust einmal sterben, wie Dante gewißlich sterben wird. Alle Dichter der neueren Ära tragen wie ein Muttermal einen Punkt an sich, der sie als Kinder ihrer Zeit bezeichnet. Dieser Punkt hat sie einst ihrer Zeit zugänglich gemacht, er ist es auch, wo sie sterblich sind, wo die Wasser des Styx sie nicht berührt haben. Von da aus kann das Welken und die Vergänglichkeit über sie kommen, die sie vielleicht einmal ganz noch verzehren.

Es könnte zum Beispiel eine Zeit kommen, wo man das Motiv des Othello, Rache für scheinbar beleidigte Gattenehre, gar nicht mehr verstände, weil man eingesehen hätte, daß Untreue der Gattin nichts mit der

Ehre des Gatten, sondern einzig mit seinem Gefühl zu tun hat. Ja, ich bin überzeugt, wir hören schon heute den Othello mit etwas anderen Ohren an, als Shakespeares Zeitgenossen ihn hörten. Wir sehen in ihm nur den beklagenswerten, verblendeten Mörder, nicht den übereilten Richter, und es braucht für eine feinere Seele schon die göttliche Kunst eines Salvini, um die widerwärtige Vorstellung des angemaßten Richteramts über dem tragischen Mitleid zu vergessen. Je mehr der tragische Dichter seine Stoffe aus der Welt der Konventionen wählt, statt aus der Natur, auf desto mehr Punkten ist er der Vergänglichkeit ausgesetzt.

Die großen Griechen allein sind frei von allen Malen der Sterblichkeit geblieben.

❦❦

VON DER GRIECHISCHEN TRAGÖDIE. Im griechischen Drama staunen wir nicht mehr die Schöpfung einzelner Dichter, sondern das fleckenlose Werk einer ganzen Kultur, die angesammelte Kraft und den Adel des gesamten Griechenvolkes an. Darum

sind die wenigen erhaltenen Werke des Aeschylos wahrer und größer, als die Shakespeareschen, die neben diesen Werken der Notwendigkeit wie das Werk individueller Willkür erscheinen. Wer kann unmittelbar nach dem Agamemnon oder den Persern ein Shakespearestück lesen, ohne das barbarische, barocke und wüste, was es notgedrungen mitführt, als wilde Phantasterei zu empfinden?

Man denke sich aber auch das Publikum des Aeschylos. Nicht nach staubiger Tagesarbeit müde und sensationsbedürftig, nicht um die stumpfen Nerven wieder anzuregen, wozu das gröbste Mittel das beste ist, nicht des Abends in überhitzter Luft bei künstlichem Licht und falschem Flitterputz, sondern am hellen Tageslicht im Grünen, mit dem Blick auf Meer und Berge, an den höchsten Fest- und Weihetagen des Landes kommt das höchste, feinste, genialste und kultivierteste Volk der Erde, um über die Werke seiner großen Dichter zu richten, deren Stoff einem jeden geläufig ist. Da gibt es keine grobe Spannung, den Ausgang

kennt ein jeder, nur auf das Wie, auf das wahrhaft Poetische ist der Sinn gerichtet. Auch der Sinnenkitzel ist ausgeschlossen, die Tragödie als Staatsangelegenheit hat nicht nötig, einem zahlenden Publikum zu schmeicheln. So schreiten die überlebensgroßen und überlebenswahren Gestalten als das Ewigmenschliche, Allverständliche über die Bühne, begleitet von Gesang und Tanz, die für ihre symbolische Würde Zeugnis ablegen.

Wird ein Werk wie Die Perser jemals wieder geschaffen werden? Ein Stück aus der Tagesgeschichte, noch vibrierend von der Erschütterung des Selbsterlebten und doch schon vom Licht der Ewigkeit durchleuchtet. Von einem Salamiskämpfer geschrieben und aufgeführt vor den Veteranen von Salamis und vor den Jünglingen, die jene großen Tage wenigstens noch vom Hörensagen kannten.

Ehrfurcht erfaßt uns, nicht vor dem Dichter, sondern vor dem Volk, dem der Dichter dieses Geschenk bieten durfte, denn es ist die Sache des besiegten Feindes, die hier

vom tragischen Mitleid verklärt wird. Der Tragiker macht von dem höchsten Dichterrecht Gebrauch, für den „überwundenen Mann“ zu zeugen, und mit welcher Weihe umgibt er die Gefallenen, welche Gerechtigkeit läßt er dem Besiegten widerfahren, mit welchen Ehren sind die Häupter der Unglückseligen umkränzt, die „das Antlitz gen Athen“ von den spöttischen Wellen dem Strande von Salamis zugewälzt werden. Und die Züge dieser Gesichter waren den Zuschauern noch bekannt, sie waren noch vor kurzem das Schreckgespenst griechischer Mütter gewesen!

Man unterbreche einen Augenblick dieses Bild durch ein anderes. Man denke sich einen deutschen Aeschylos, der in den Jahren, die auf den Siebziger Krieg folgten, auf einer deutschen Bühne dem überwundenen Gegner solche Trauerehren hätte erweisen wollen, man male sich das Bild seines Empfangs vor einem deutschen Publikum aus, um den ungeheuren, nicht auszudenkenden Abstand zu ermessen, der uns Heutige von den Hellenen, dem einzigen

Kulturvolk, das jemals gelebt hat, trennt. — Ich führe mit Absicht nur die Deutschen an, denn die Deutschen sind, in ruhigen Zeiten, wenn das Gleichgewicht nicht schwankt, noch immerhin das einzige Volk, das einem anderen Volke gerecht werden kann. Aber der Grieche war der Kunst gegenüber immer im Gleichgewicht, er sah auch den Todfeind durch das Glas der Dichtung nur sub specie aeterni.

Wie wohltuend ist es, daß in den Trauergesang der Besiegten kein trunkenes Triumphlied der Sieger hineintönt. Der hellenische Genius hätte dem Dichter diese grellen Kontraste verwehrt, wenn sie nicht schon durch die Beschränkung der Bühne unmöglich gewesen wären. Und von welcher Würde ist die Beschwörung des toten Darius! Feierliche Schauer, keine grassen Schrecken, schweben um die Gruft, die sich auftut, den Schatten des Königs zu entlassen. Gegen diese Größe gemessen, scheint der Geist im Hamlet mit seinem unterirdischen Versteckensspiel und Hamlets: „Brav, alter Maulwurf!" plump und klein. Es ist wieder-

um Sache eines ganzen Volks, nicht eine persönliche Angelegenheit, was den Toten ans Licht zwingt — nur die Beschwörung der toten Wala in der Edda, wo es sich um ein ganzes Weltgeschick handelt, geht darüber noch hinaus. Auf die Frage des Toten: „Unser Weg ist schwer — warum zwingt ihr mich zu kommen?“ folgt die schicksalsschwere Antwort: „Dein ganzes Reich ist vernichtet“, und die Klagen der Greise fallen ein: „Dein ganzes Heer! Die ganze Jugend! Alle, alle!“ Es ist wie ein Ozean von Jammerrufen, wo jede Welle aufschreit: Alle! und ein langes Echo trägt es fort: Alle! Dein ganzes Volk, dein ganzes Heer, alle, alle deine Schiffe!“

Die herrlichste Schöpfung aber ist der Agamemnon. Er hat den vollkommensten Aufbau, die stärkste Wirksamkeit in der von Szene zu Szene sich steigernden Handlung bei den wundervollsten, die Phantasie zur Mitarbeit nötigenden Einzelheiten. Es ist ein unvergleichlicher Anfang, wie durch die Vorstellung der sich fortpflanzenden Feuerzeichen das Bild des ganzen Landes mit

seinen Bergen und Meerbusen als ein unendlich reicher Hintergrund auftaucht — die Poesie tut hier mit ihren eigensten Mitteln, was später Aufgabe des Theaterdekorateurs wird — wie dann der Bote die Heimaterde küßt, und, nachdem man aus dem Mund der Greise die Leiden der Daheimgebliebenen kennen gelernt, die Anschauung von der Not der Ausgezogenen mitbringt. Und die Gestalt der Klytemnestra, so fein in ihrer Heuchelei, so königlich in ihrer Bosheit, daß man sie beinahe lieben muß. Das ist keine niedrige Verbrecherin, der Dichter, der sie so reich mit Schlechtigkeit ausstattet, hält ihr jeden Zug fern, der sie zum Zerrbild oder zum Ungeheuer machen könnte — nur in der Lady Macbeth hat diese dämonische Gestalt ihresgleichen gefunden. Dann Agamemnons Empfang! Als höchste Symbolik die rote Bahn, auf der er ins Haus schreitet. Wie gewaltig mußte dieser rote Teppich, der sich plötzlich wie ein Blutstrom über die Szene verbreitet, auf die Phantasie der Wissenden wirken. Und wissend waren ja

die Zuschauer alle, die Geschicke der Atriden lebten in jedem Herzen. — Goethe spricht einmal im Wilhelm Meister über die erhabene Wirkung des Symbolischen im Drama, wofür er als höchstes Beispiel die Wegnehmung der Krone vom Bett des sterbenden Königs in Heinrich IV. bezeichnet. Aber was will die Wegnehmung der Krone gegen die „rote Bahn" des Atriden bedeuten! — Und wie weise erdacht ist Agamemnons Weigerung, den Prachtteppich zu beschreiten, um nicht durch so triumphalen Einzug die Götter zu reizen: das Volk soll den König, den es gleich verlieren wird, noch in seiner Weisheit, Mäßigung und Götterfurcht lieben lernen, er soll durch dieses Maßhalten im Glück, die von den Griechen so hochgehaltene „Sofrosyne", dem Zuschauer noch werter werden — aus den homerischen Gesängen hatte er solchen Kredit nicht mitgebracht —, und zugleich erhält die zungenfertige Klytemnestra Gelegenheit, ihre ganze Heuchelkunst zu entfalten. Vom edelsten Takte ist wieder sein leises Zurückweisen ihrer übertriebenen Rhetorik, das sich doch

zu vornehm hält, ein Mißtrauen zu verraten. Und nun folgt auf diese gewaltige Vorbereitung noch eine letzte und höchste Steigerung in der Kassandraszene, der Krone des ganzen Stücks. Die Seherin scheut zurück vor der blutbefleckten Schwelle. Wie ein Jagdhund wittert sie altvergossenes Blut. Die Gestalten des Vergangenen erscheinen für sie, dem Zuschauer unsichtbar, auf der Schwelle und regen den Blick ins Künftige auf, in das Künftige, das soeben schon zur Wirklichkeit wird. Sie sieht durch die Mauern, durch die geschlossenen Türen hindurch das Bad, das Netz und die Axt, die auch für sie geschliffen ist. Und nach dem erschütterndsten Weheruf über die Opfer, zu denen gleich sie selbst gehören wird, faßt sie sich zusammen und schreitet, vom Chor der Greise vergeblich zurückgehalten, wissend und dem Unabwendbaren sich beugend, ihrem Geschick entgegen. Dieser höchste, bis in die Wolken ragende Gipfel ist von der tragischen Kunst niemals wieder erstiegen worden, und auch für den Dichter der Oresteia selbst gab es hier kein

Verweilen. Im „Totenopfer“ sinkt die dichterische Kraft, um sich erst in den „Eumeniden“ und hier mehr durch die Macht der sittlichen Idee, als durch die der dramatischen Mittel noch einmal auf die gleiche Höhe zu schwingen.

Diese großen Werke stehen da als ein ewiger Pegel, wie hoch einmal der Wasserstand der Kultur gewesen; die heutige kann keine Schiffe von solchem Tiefgang mehr tragen.

❦❦

KUNST UND
KÜNSTLER

Kunst ist Glückseligkeit. Man hat von ihrer Gegenwart nichts direkt zu lernen. Sie versetzt in einen Zustand, wo alles Wollen aufhört, also auch das Sichbildenwollen. Durch ihren Anblick wird die Welt vollkommen. Wem nicht im buchstäblichen Sinne der Verstand dabei stille steht, der hat mit dem Kunstwerk nichts zu schaffen.

❦❦

NEUE KUNST. Das Wort ist schon deshalb ein Widersinn, weil Kunst das Älteste ist, was es geben kann. Sie stammt aus den Anfängen der Menschheit, aus ihrem Spieltrieb und Kindersinn. Wo sie den verleugnet, da hat sie schon aufgehört, Kunst zu sein. Es gibt neue Kunstwerke, es kann neue Stile geben, aber keine „neue Kunst". Weder von alter Kunst redet mir noch von neuer, sondern nur von der großen, echten, ewig einen. Ihr Inhalt kann leise wechseln mit den Zeiten, ihre Mittel sind zeitlos und wechseln nie.

❦❦

Es wird jetzt in Deutschland ein Kultus mit den bildenden Künsten getrieben, der vielleicht einen nahen Aufschwung vorbereitet. Die Sprache ist auch hier das empfindliche Barometer, das die kommende Kulturveränderung anzeigt. Kein Wort hört man so oft wie „künstlerisch", es deckt jetzt eine ganze Kategorie von Begriffen, die früher unter allen möglichen Namen von einander getrennt waren. Auch der Dichter läßt sich jetzt willig unter die Künstler einreihen, der doch sonst eine eigene, höhere Rangstufe beanspruchte. Einen Hellenen würde diese Gleichstellung empören, aber heute sind wir in einer anderen Lage. Vielleicht steht der bildenden Kunst jetzt eine besondere, schon ganz nahe Mission bevor: die übergewaltige materielle Welt, die eine geistesfeindliche Macht zu werden drohte, mit Seele und Rhythmus zu durchtränken und sie so für den Geist zu erobern — die Menschheit durchs Auge zum Idealismus zurück zu verführen.

KÜNSTLERISCHER EGOISMUS. Der geistig schaffende Mensch hat zwar das Recht, sich die schwereren Verwicklungen des Lebens vom Halse zu halten und seinen Blick von der Not, vom Leiden, vom Unrecht, kurz von all den störenden Realitäten abzuwenden, denn die Verbindlichkeiten, die jeder im Leben hat, zahlt er durch seine Werke an die Gesamtheit ab und wäre somit nicht verpflichtet, sich auch noch persönlich und für den Einzelnen einzusetzen.

Aber eigentlich kommt dieses Recht nur dem Gelehrten zu gute, dessen Stoff außer ihm liegt, beim Künstler ist es anders. Schon der Maler und der Bildhauer können keinen ausgiebigen Gebrauch davon machen ohne Schaden für ihr Werk, noch viel weniger der Dichter. Wenn dieser mit seiner Person sehr haushälterisch ist, so fördert er zwar die Quantität seiner Werke, aber die Qualität leidet darunter. Denn des Dichters Material ist ewig nur er selbst — darum haßte Byron solche Schriftsteller, die nichts als Schriftsteller waren.

Die Affekte, denen der Schaffende im



Leben allzu ängstlich aus dem Wege gegangen ist, versagen sich ihm für die Darstellung, da er den Stoff zu seinen seelischen Gebilden nur aus der eigenen Seele holen kann. Er wird also, wenn er ihn da nicht findet, zu — vielleicht unbewußten — Anleihen greifen müssen, die er nur bei irgend einer älteren, aus der unmittelbaren Empfindung geschöpften Darstellung machen kann. Bei dieser Übertragung leidet natürlich seine Darstellung eine Einbuße an Jnnerlichkeit und somit an echter Wirksamkeit, die auch durch die größte Meisterschaft in der Formensprache nicht ganz verdeckt wird.

Solche Künstler nennt man kalt, sie sind vielleicht nur im Leben allzu vorsichtig gewesen.

❦❦

UNTER MENSCHEN

Die Politik ist das Schicksal, sagte Napoleon, das Fatum der Alten mißbilligend. Heute müßte man sagen: die Gesellschaft ist das Schicksal, diese ganze große Kulturmaschine, die den Starken, der sich widersetzt, zermalmt und den Schwachen zerreibt.

Der Konventionalismus wird niemals aus der Welt geschafft werden: er ist die einzige Form, unter der die große, unendliche Herde derer, die nicht denken, dem Ideal huldigen kann, wenn sie es dabei auch gänzlich fälscht und in sein Gegenteil verwandelt.

Die menschlichen Vorurteile sind wie jene bissigen Hunde, die nur den Furchtsamen angreifen.

Die materiellen Interessen reißen die Menschen auseinander, die geistigen verbin-

den sie. Nur in Zeiten, wo der Idealismus herrscht, gibt es die großen Freundschaften.

❦❦

Die Gegenwart hat etwas Versöhnendes: Wenn wir einem Menschen, mit dem wir Krieg geführt haben, persönlich gegenüberstehen und der Zwang der guten Sitte die Stirnen glättet, so regt sich auch wirklich etwas zu seinen Gunsten in unserer Seele. Alle Erklärungen seines Betragens legen sich ohne sein Zutun mildernd an unser Herz.

Es sind unheimlich tiefgründige oder ganz perverse Naturen, die auch unter dem Einfluß der Gegenwart und mit einem versöhnten Lächeln auf den Lippen im stillen den Krieg weiterführen.

❦❦

Im Urzustande der Menschheit war jeder Unbekannte ein Feind, und eine Erinnerung daran ist noch im Instinkt erhalten. Bei jeder ersten Begegnung muß im Grunde etwas Feindseligfremdes überwunden werden, das der Kulturmensch durch eine verbindliche Formel zudeckt. Kinder schweigen und

stehen sich scheu gegenüber, bis sie entweder Sympathie fassen und einander bei den Händen nehmen, oder die Abneigung so deutlich wird, daß sie vielleicht beide in ein Geheul ausbrechen.

❧❧

Klug sein heißt praktische Psychologie treiben. Wer einen anderen gar nicht zu behandeln versteht, der beweist, daß er in sein Wesen und seine Bedürfnisse keinen Einblick hat.

❧❧

Zur Menschenkenntnis gehört nichts als ehrliche Selbstbeobachtung. Kennt man sich selbst, so kennt man alle Menschen, die guten wie die schlechten.

❧❧

Die Fronsklaven des Luxus blicken mit Neid, der nicht immer frei ist von Gehässigkeit, auf jene Bedürfnislosen, die sich den höchsten Luxus gestatten, ihre Freiheit zu wahren.

❧❧

Nicht umsonst setzt die Gesellschaft immer die höchste Luxussteuer auf die idealen Bedürfnisse.

❦❦

Der Philister, der nur das Reale schätzt, ist doch ganz außer stande, mit den wirklichen Realitäten zu rechnen. Sieht man ihn je einem Hochbegabten, Großeswollenden, der noch kämpfen muß, die Hand reichen? Auf den Dank solcher ringenden Heroen müßten ja die „praktischen" Leute ganz eigens wie auf eine hohe Kapitalanlage spekulieren. Aber das fällt ihnen gar nicht ein. Dagegen ist man gleich zur Hand, wenn es gilt, sich irgend einem Hochgestellten dienstbar zu machen, der den Vorschub weder braucht, noch dafür dankt. So schlecht verstehen sie sich sogar auf den weltlichen Vorteil. Die Wahrheit ist: dem Philister flößt nur der im Besitz Befindliche Zuneigung ein, die er dann auch völlig gratis verschwendet, und so ist er, ohne es zu ahnen, doch auf seine Art ein ganz unpraktischer Phantast.

❦❦

Der wahrhaft Bedauernswerte in der heutigen Gesellschaft ist nicht der Proletarier, an dessen materielle Förderung eine mächtige Partei ihre ganzen Kräfte setzt. Freilich ein chimärisches Bestreben, so lange mit der Steigerung der Löhne neben der Erhöhung der Preise auch die materiellen Bedürfnisse sich erhöhen. Dennoch gibt es einen Ausgleich für den gemeinen Mann: er lebt naiv in den Tag hinein, der Zwiespalt zwischen den Forderungen der Natur und der Gesellschaft läßt ihn unberührt, er heiratet jung und fragt nicht: Wie werde ich meine Kinder durchbringen? Er weiß: die breite Woge des Lebens trägt auch sie.

Der wahre Märtyrer unserer Kultur ist der gebildete Mensch, der keine Mittel hat. Er ist zum Zölibat verurteilt, weil er nicht, wie der Proletarier, leichtsinnig einen Lebensfunken entzünden darf, den er nicht nähren kann. Seine Kinder sollen nicht unter sein eigenes Niveau herabsinken, besser also, daß sie gar nicht sind. Keine Partei fragt nach seinem Wohlergehen. Seine glücklicheren Standesgenossen lassen ihn mehr

oder minder deutlich seine finanzielle Ohnmacht fühlen, und der Niedrige rächt gerne an ihm all den Haß und Neid, den die privilegierte Klasse ihm einflößt. Wenn er ihn nicht für den Luxus seines Auftretens hassen kann, so haßt er ihn für den geistigen Ausdruck seiner Gesichtszüge, der ihm als der allergrößte Luxus erscheint. Ja, er haßt ihn im Grunde sogar mehr als den Reichen, weil der Besitz dem gemeinen Mann als Realisten, der er ist, doch zugleich imponiert. Und was Wunder, daß das rohe Volk roh empfindet, wenn der wohlhabende Gebildete selber jeden Geldsack mit Hochachtung behandelt und dem Parvenü Rücksichten erweist, die er vielleicht dem unbemittelteren Bruder schuldig bleibt. Die ungeheure Überschätzung der materiellen Güter ist dem Volk, das die geistigen nicht kennt, am wenigsten zu verargen.

Wahrlich, es gehört noch viel, viel mehr dazu, als Geist und Bildung, es braucht Charakter, Gemüt und eine fortgesetzte Veredlung der Rasse durch viele Generationen,

um den Mammon endlich auf seinen wahren Wert zu fixieren.

❧❧

Wenn ihr weiter nichts wollt, als schön wohnen, behaglich leben, euren Sinnen angenehme Empfindungen zuführen — das alles will die Bestie auch. Fragt den Stier, was er vom Leben verlangt: eine grüne Wiese mit vielem saftigem Gras und mit schönen Kühen darauf. Wenn ihr nichts Höheres wollt als er, so habt ihr kein Recht, ihn zu töten und euch durch ihn zu nähren.

Aber ich sehe eine Zeit kommen, wo ein Hunger nach idealen Gütern die Welt verzehren wird. Dann wird sie sich in Hirngespinste und von da in die Askese stürzen, denn das Schöne ist eine Blume, die in Jahrtausenden nur einmal blüht.

❧❧

ALLERLEI HEILIGE.

DIE IDEALISTEN WIDER WILLEN.

Die praktischen Köpfe, die sogenannten „positiven Menschen“, die den Idealismus

verachten und nur für den Gelderwerb leben, das sind die Idealisten wider Willen. Sie rechnen und häufen Millionen auf Millionen, ohne zu wissen, für wen, für was? Auf Befragen sagen sie zwar: „Für unsere Kinder", in Wahrheit sind ihnen aber die Kinder dabei sehr unwichtig. Wenn sie klug sind, so wissen sie sogar, daß sie die Kinder schädigen, denn daß schnell erworbener, großer Reichtum die Degeneration der Familie zur Folge hat, das steht ihnen täglich in unzähligen Beispielen vor Augen. Aber danach fragen sie nicht, das Erwerben ist ihnen ein Naturtrieb. Sie rechnen, während sie eine Beethovensche Sonate anhören, sie rechnen im Theater und in den Armen ihrer Gattin oder Geliebten. Nie hat ein großer Gedanke ihr Herz weit gemacht, nie eine poetische Regung ihre Phantasie entzückt. Auch für das bunte Maskenfest des Lebens hat der „praktische Kopf" keine Zeit, er schließt das Fenster, damit das Gejauchze ihn nicht im Rechnen stört, und schreibt Zahlen zu Zahlen: er muß seine Millionen ausschicken, um neue Millionen heranzu-

reißen, bis der Tod ihm die Feder aus der Hand nimmt. Alsbald ist offene oder heimliche Empörung auf der ganzen Linie. Die Millionen, ihres Herrn und Meisters ledig und selbstherrlich geworden, erheben sich gegen seine Erben und lassen nicht ab, an den Unglücklichen ihre Rache zu kühlen, bis der physische und moralische Ruin der Familie vollendet ist und sie dann in öffentliche Stiftungen zerfallen können, die einem politischen oder humanitären oder künstlerischen Zwecke dienen. Denn auch der Dämon Geld hat zuweilen ethische Hintergedanken, wenn man sie auch nicht gleich durchschauen kann.

So hat der praktische Kopf, der lebenslang mit kaltem Lächeln auf die Idealisten heruntersah, dennoch sein ganzes Dasein an ideale Zwecke gesetzt, und die idealen Zwecke können mit Seinesgleichen als mit einer völlig sicheren Größe rechnen.

❦❦

DIE ÄSTHETISCHEN MENSCHEN. Feine geistige Kultur, die unmittelbar aus

dem Gelde stammt, hat etwas von der Treibhauspflanze an sich, die außerhalb ihrer Jahreszeit zum Blühen gebracht wird. Statt daß eine Familie von Geschlecht zu Geschlecht sich langsam zur Kultur entwickelt und verfeinert, bis in einer Generation oder einem Individuum die höchste Blüte erreicht ist, nehmen die Kinder reich gewordener Banausen die Blüte vorweg, indem sie Eigenschaften in ihrem Geiste zeitigen, auf die normalerweise erst ihre Urenkel ein Recht hätten. Aber Schmelz und Duft sind nicht wie bei der natürlich entwickelten Blume, es ist etwas Unvollkommenes darin: einseitige Ausbildung des Geschmacks, ästhetischer Sinn ohne Veredlung des Gemüts und Charakters zu voller Menschlichkeit. Die Pflanze, die zum Blühen noch gar nicht reif war, verkümmert danach; niemals setzt sich bei den Nachkommen der unterbrochene Entwicklungsprozeß fort, die Familie muß aussterben oder verkommen.

❦❦

Diese Naturen wissen ihre Mängel unter der ästhetischen Verfeinerung so gut zu ver-

stecken, daß es langer Erfahrung bedarf, um sie an ihrem Merkmal immer und überall wieder zu erkennen. Ihr Merkmal ist: sie wissen nichts vom Noblesse oblige.

❦❦

Wie sie es fertig bringen, diese ästhetischen Schwelger, die überall das Schöne suchen und genießen, in ihren eigenen Handlungen und Unterlassungen so gar nicht schön zu sein und doch mit sich in Einklang zu bleiben?

Sie sehen das Leben als ein Bühnenstück an, das eigens für sie aufgeführt wird. Sie sitzen bequem in ihren Logen, verteilen Lob und Tadel mit Kunstsinn und Gerechtigkeit und klatschen, wenn der Held mit Anstand untergeht. Ihm beizuspringen, fällt ihnen niemals ein, sie kämen sich dabei so absurd vor, wie jenes Bäuerlein, das vom Zuschauerraum auf die Bühne sprang, um die bedrängte Unschuld zu beschützen. Sie wissen nicht, daß in diesem Stück, wie in den Komödien der romantischen Schule, auch die Zuschauer mitspielen, und daß eben dies ihre Rolle ist, diese ästhetische Teilnahme bei völliger

seelischer Indifferenz, eine Rolle, die die Regie ihnen zugeteilt hat, weil ihr Zeug zu keiner besseren ausreicht.

❦❦

Wer auf einer ererbten Geldtruhe sitzt, muß, wie die Mediceer, hohe Verpflichtungen mitgeerbt haben, um ein großer Mensch zu sein. Aber diese verzogenen Kinder wollen wie die olympischen Götter thronen; jeder bringt ihnen sein Bestes, sie nehmen es an wie leichte Weihrauchwölkchen und gehen doch vorüber, ohne einen Segen zu hinterlassen.

❦❦

In jungen Jahren sagte ich getrost: Ästhetik ist die beste Moral. Damals kannte ich die Menschen nicht, sondern lebte in Ideen. Jetzt sage ich umgekehrt: Moral ist angewandte Ästhetik.

❦❦

DIE PSEUDOROMANTIKER. Es gibt phantastische Naturen, besonders im weiblichen Geschlecht, denen alles Hergebrachte, Fadengerade zuwiderläuft und die dabei doch so wenig Originalität besitzen, daß sie nicht

einmal auf eigene Hand zu träumen, geschweige ohne Vorbild zu leben vermögen. Es sind das besonders die eingefleischten Romanleserinnen, die immer von Zeit zu Zeit in den Bann einer Romanfigur kommen, auf deren Maß sie ihr eigenes Dasein zuzuschneiden suchen. Sie gefallen sich nur im Kostüm und in der Pose ihres Vorbilds, wollen im gleichen Leide schwelgen, wie dieses; sie machen ihre ganze Existenz zum Plagiat und schrecken, wenn der Nachahmungstrieb es fordert, nicht einmal vor dem Martyrium zurück. Ich frage mich, ob nicht unter den Opfern der großen Bewegungen, die von der Geschichte gefeiert werden, manche Exemplare dieser Gattung gewesen sind.

Da solche Naturen aus innerer Unproduktivität mit dem täglichen Leben nichts anzufangen wissen, verachten sie es als ihrer unwürdig und ziehen sich gerne allerlei Elend auf den Hals, das sie vor sich selbst mit Theaterflittern aufputzen; überhaupt verwechseln sie sich selbst mit den produktiven Naturen, deren innerer Drang gleichfalls ein

behagliches Dasein abweisen muß, aber aus anderen Gründen.

Die kleinen Städte bringen diese wunderlichen Heiligen hervor, oder die Städte, die so groß sind, daß man auch dort im Winkel lebt.

❦❦

DIE GERECHTEN. Der Schwerfällige, der kleinlich Gewissenhafte, der das Leben wie einen Sack zur Mühle schleppt, ist nie in Gefahr, sich bei den Blumen des Weges zu vertändeln. Das Entsagen fällt ihm leicht, weil seine Phantasie und seine Sinne gar nicht genießen können und weil das Tretrad der täglichen Pflicht ihm noch die geringere Langeweile bereitet; deshalb wundert er sich allen Ernstes, daß nicht alle eine Tugend üben, die ihm selber so wenig Überwindung kostet.

Dagegen hat er einen anderen Genuß, dem er bis zur Ausschweifung fröhnt. Er schlemmt und praßt in Prinzipien. Er bringt das Gesetz nicht aus dem Munde, und wenn es ihm gelungen ist, mit seiner Rechtfertig-

keit den anderen eine schöne Stunde zu verderben, so hat er seinen Zenith erstiegen: er genießt dann das schönste Glück, er genießt sich selbst. So treulich sorgt die Natur für alle ihre Geschöpfe. Sich selbst genießen, das ist in Wahrheit das höchste Glück des Weisen wie des Toren.

❧❧

DIE EMPFINDSAMEN. Zuweilen begegnet man Menschen, die feiner organisiert sind, deren Nerven weiter reichen und in zärtere Fäden auslaufen, als beim normalen Menschentypus, die darum auch verletzlicher sind und sich mit einem weiteren Bollwerk von Rücksichten umgeben müssen. Dieselbe Feinheit und Verletzlichkeit setzen sie auch bei den anderen voraus und bringen deshalb in ihren Verkehr eine Zartheit, eine Höflichkeit und Vorsicht mit, die gleichsam nicht von dieser Welt sind. Sie gehen wie mit bittend vorgehaltenen Händen durchs Leben. Wenn wir solchen Menschen begegnen, so erscheinen sie uns wie Wesen von einer anderen Rasse, einer zärteren,

schutzbedürftigeren, leichter verwundbaren, wir hüten unsere Worte und Geberden, um ihnen nicht wehe zu tun, wir treten unwillkürlich leiser auf und dämpfen unsere Stimme. Sie sind niemals bequem zum Umgang, diese Empfindsamen, sie erwecken eine Art zärtlicher Scheu, den Trieb, sie zu schützen und zu hegen, man möchte ihnen so wenig ein rasches Wort sagen, als einen Bluter mutwillig mit der Nadel ritzen, man weiß ja, daß bei ihnen die kleinste Wunde gefährlich werden kann.

Neben diesen liebenswürdig Gefühlsamen gibt es aber Empfindliche von einer schlimmeren Gattung. Es sind das die Leute, die zwar mit Wonne dem Nachbar auf die Hühneraugen treten, aber außer sich geraten, wenn ihnen das Gleiche geschieht. Sie reden gerne von ihrem Feingefühl, das allerdings ihre eigene Person mit einer Unverletzlichkeit umgibt, das aber niemals auf die anderen angewendet wird. Ihre Empfindlichkeit hat vielmehr etwas Aggressives, und ihre Schwäche ist wie in einer stachligen Schale versteckt. Sie leben nach dem

Spruch:

Was du nicht willst, daß man dir tu,
Das füge stets den andern zu.

Da sie gänzlich formlos sind, verlangen sie, daß man sie so gelten lasse, während sie selber die peinlichste Beobachtung der Form ihnen gegenüber fordern. Sie schreiben also den anderen, ohne sich das einzugestehen, eine geistige Überlegenheit und höhere Verantwortung zu und vermeiden es daher, ihr Ich ins Auge zu fassen, weil sie beim Vergleiche verlieren müßten. Sie sind eine um so größere Landplage, als von dieser Gattung immer nur einer völlig auswachsen kann, der dann ungehindert einen ganzen Kreis von Friedfertigen, Einsichtsvollen terrorisiert.

❧❧

GESELLIGKEIT. Wer in der heutigen Gesellschaft glänzen will, muß alle Taschen voll Kleingeld haben. Die Geister, die an Platos Symposion oder an der mediceischen Tafelrunde beisammen saßen, wären schwerlich brillan e Gesellschafter in einem mo-

dernen Protzensalon. Kardinal Bembo hätte da seine Rede über die Liebe nicht gehalten, eine der schönsten Tischreden, die existieren. Aber man braucht noch gar nicht zu diesen glänzenden Geistern zu gehören, es genügt, daß man sich gewöhnt hat, mit dem Worte einen Gedanken zu verbinden, so ist man schon für unsere „gute Gesellschaft“ unbrauchbar.

❧❧

In der Gesellschaft wird mancher für einen großen Grundbesitzer angesehen, der nur zu den öffentlichen Anlagen Zutritt hat und nicht das kleinste Gärtchen sein eigen nennt.

❧❧

Sein rechtes Licht braucht jedes Individuum, besonders in der Jugend. Es gibt wenig so königliche Wesen, daß sie überall, wohin sie treten, am rechten Platze sind und ihr eigenes Licht verbreiten. Am meisten haben es junge Mädchen nötig, daß man ihnen zu der richtigen Aufstellung behilflich ist, und die Familie tut nur, was billig ist,

wenn sie ihnen das gewährt. Es gibt aber Familien, wo man für so raffinierte Beleuchtung sorgt, daß der Beschauer mißtrauisch wird und sich fragt, wie wohl das Bild außerhalb des Ateliers aussehen möchte.

❦❦

Bei einer Diskussion hat der Hausherr immer einen geistigen Vorteil über die Eingeladenen. Man befindet sich in seiner Welt, und da man seine Voraussetzungen mit Händen greift, muß man seine Konsequenzen gelten lassen. Vor allem: er steht nicht allein da, die Familie teilt seine Meinungen und vervielfältigt sie, ja sie scheint sogar seine Theorien durch ihr bloßes Dasein zu beweisen. Selbst die Möbel sagen ja, wenn er spricht. Der Gast ist ein einzelner und kann seine Atmosphäre nicht mitbringen. Er muß der Welt, in die er eingetreten ist, gerecht werden, und sobald er seine eigene zum Ausdruck bringen will, ist er in Gefahr, daß man ihn mißversteht.

❦❦

Langeweile, das heißt langweilige Gesellschaft — denn eine andere Langeweile

gibt es nicht — ist die giftigste von allen Krankheiten. Sie löst Leib und Seele auf, pulverisiert den Menschen und streut seine Asche in die Winde. Und die Höflichkeit verlangt, daß wir den Gastfreunden die Hand drücken, die uns in ihrem Hause dieser Infektion preisgegeben haben! Freilich, wir werden ja nur auf ein paar Stunden gemordet. Aber kann nicht dieser Abend unser letzter sein? Und ist nicht jeder Abend in einem gewissen Sinne unser letzter, da wir doch niemals wieder als ganz dieselben zusammen kommen? So behandelt man das Unwiederbringliche, das Leben!

❧❧

Ein Abendessen unter Freunden arrangieren, ist dasselbe, wie ein Musikstück komponieren. Nur wenigen ist dieses Talent heute gegeben. Unsere Geselligkeit ist ein roher Naturalismus geworden. Eine Hausfrau würde sich schämen, zwei Schüsseln auftragen zu lassen, die nicht zu einander passen. Aber zwei Gäste zusammen setzen, die gar nichts gemeinsam haben, weder die

Interessen, noch den Geschmack, noch die Bildung, das findet sie ganz natürlich. Alles bleibt dem Zufall überlassen. Die Zahl, die Auswahl der Gäste, das steht meistens unter einem ganz anderen Gesichtspunkt, als dem künstlerischen, unter dem es doch einzig stehen müßte. Die ausgesuchten Lebenskünstler, die das verstehen, bereiten ihren Gästen Stunden, die durchs ganze Leben nachleuchten. Jeder fühlt da etwas aus sich heraustreten, einen leichten, geflügelten Genius, von dessen Dasein er vielleicht soeben noch keine Ahnung gehabt hatte. Die auf diesem Gebiete Laien sind, genießen das Glück der Stunde wie eine Zauberei. Ein jeder gibt improvisierend sein Bestes von sich und weiß nicht, daß zuvor ein Regisseur die Rollen verteilt und fein gegen einander abgewogen hat. Aus einer solchen Geselligkeit kann am Ende eine ganz seltene und köstliche Wunderblume aufsteigen: ein Moment, wo das Wort zu schrill und schreiend erscheint, weil alle sich verstanden haben. Zusammen schweigen können, ist die höchste Blüte der Geselligkeit.

AUS
DER ZEIT.

MODERN! — Wenn ich meiner Zeit auch nur um ein einziges Jahr vorauslebe, so habe ich das Recht, was heute in Paris oder Berlin modern ist, schon abgetan und veraltet zu nennen.

❧❧

Die Mode liebt zwar das Unechte, aber sie wechselt damit.

❧❧

Wenn einer sich die Mühe nähme, alle die verschollenen Werke einer Literaturperiode, die zu ihrer Zeit hoch geschätzt waren, nacheinander durchzulesen, müßte es ihm nicht den Eindruck machen, als träte er in eine Morgue, wo ihm Leiche an Leiche fahl und entstellt entgegenstarrte? Und doch, einst hat man diese Toten nur wenig unterschieden von den Unsterblichen, die ihre Zeitgenossen waren. Ebenso wird es der Nachwelt mit vielen der hochbewunderten Produkte unserer Tage ergehen. Aber welchen Anstoß erregt der Unglückliche, der

von Natur gezwungen ist, schon heute mit den Augen der Nachwelt zu sehen!

❧❧

LITERARISCHE COURTOISIE. Wenn man vom Auslande kommt, fällt einem in der deutschen Literatur und Kritik vielfach ein unchevaleresker Ton, ein Mangel an guter Sitte auf. Ein ritterlicher Duellant salutiert den Gegner, wenn er auf die Mensur tritt. So halten es alle alten Kulturvölker. Wäre es nicht an der Zeit, daß unsere Landsleute bei den Nachbarn ein wenig Unterricht in der literarischen Courtoisie nähmen?

Waschet eure Herzen und Hände und werdet rein. Keiner betrete das Heiligtum der Kunst, der nicht ein Festkleid anhat. Haltet die Ellbogen an den Leib, macht kein Geschrei, wir sind nicht auf dem Markte. Den Neid laßt draußen. Der Ruhm, um den sie sich katzbalgen, ist die klingende Schellenkappe eines Narren. Wer eine Gabe zu bringen hat, der trete vor, ohne Lärm, ohne Rippenstöße gegen den Nachbar. Die ihr

vor ihm da waret, macht ihm freundlich Platz, ihr verliert nichts durch ihn, ihr könnt nur gewinnen. Denn im Hause der Kunst sind viele Wohnungen.

❧❧

RUHM. Noch nie ist der Ruhm so wohlfeil gewesen, wie in unserer Zeit. Bald wird unberühmt zu sein für eine Auszeichnung gelten. Wir kommen am Ende noch in eine ähnliche Lage, wie die Mondbewohner in jener Operette, wo alle Menschen mit Dekorationen geboren werden und wo man den Verdienstvollen zum Lohn für jede Leistung einen Orden abreißt, bis sie völlig ohne Band und Stern zur allgemeinen Bewunderung dastehen.

❧❧

DEKADENZ. Wie kann ein so kerngesundes, noch formloses und halb barbarisches Volk, wie die Deutschen, sich weiß machen lassen, es sei auch in der Dekadenz, wie seine viel kulturreiferen Nachbarn! Das erinnert ja an den Backfisch, der Essig trinkt, um interessanter auszusehen, oder seine



roten Wangen unter einer weißen Schminke versteckt.

❦❦

DER KONJUNKTIV. Wenn ich einen neuen Roman oder eine Zeitschrift zur Hand nehme, so kann ich kaum eine Seite lesen, ohne auf Sätze zu stoßen wie diese: „Ihm schien, daß er auf hohem Berge stand" — „Da wars, als ob eine Stimme zu ihr sprach", oder: „Er machte eine Bewegung, als verdroß ihn ihr Vertrauen". Ahnt der Verfasser je, was ein kultiviertes Ohr bei solchen Sätzen leidet? Es ist ja nicht nur das ästhetische Gefühl, das sich empört — o nein, die Beleidigung geht tiefer. Man sieht der Muttersprache Wunden schlagen, die vielleicht in kurzem unheilbar sein werden, und muß wehrlos zusehen. Wenn es noch aus Unwissenheit geschähe! Aber man fühlt in den meisten Fällen eine Absicht durch, man merkt, daß der Schriftsteller, der, wie mir auffiel, fast immer vom Norden stammt, sich gewissermaßen vor dem Konjunktiv geniert, gleichsam als ob er ihn zu reserviert, zu

aristokratisch fände, denn man geht ja gerne so recht gemütlich in Hemdärmeln. Oder erscheint ihm der vornehme alte Herr vielleicht nicht laut, nicht „schneidig" genug, hält er ihn wohl gar für einen armen Schulmeister, daß er meint, ihn mit dem Ellbogen vom Trottoir stoßen zu dürfen? So viele Opfer an grammatischen Formen, auf denen doch die Kraft und die schmeidige Sicherheit einer Sprache ruhen, hat uns die Demokratisierung der Literatur schon gekostet. Und nun soll gar der Konjunktiv fallen? Will man denn das Deutsche zur Negersprache machen? Der geistig gesunde Mensch unterscheidet doch zwischen Wirklichkeit und Vorstellung, zwischen dem tatsächlichen und dem eingebildeten Vorgang. Soll dieser Unterschied aus der Sprache verschwinden? Fühlt man denn nicht, welche Verarmung und Verrohung es ist, wenn man immer mehr Begriffe durch dieselbe Form ausdrückt und immer mehr Nüancen verwischt? Und daß dabei am Ende auch der Geist seine Unterscheidungsfähigkeit verliert und zusammen mit der

Sprache abstumpft? Warum dachten die Griechen so fein und scharf, als weil sie eine so fein und scharf unterscheidende Sprache hatten! Und warum hatten sie diese Sprache? Weil sie so fein und scharf unterschieden. Ihre Denkkraft und ihre Sprache förderten sich wechselseitig, schon das geringste sprachliche Versehen zog den öffentlichen Hohn nach sich. Diese Sprache war ihr heiligstes Palladium; an welcher Küste ihre Auswanderer landeten, da konnten sie mit ihr ein neues Griechenland bauen, das dem Ansturm der Barbarei gewachsen war. Ja, bauen, denn die Sprache, dieser wunderbare und doch so gesetzmäßige Bau mit den geheimnisvollen, unzugänglichen Substruktionen ist zugleich selber die große Baumeisterin, die jedes menschliche Gemeinwesen gründet.

Man klagt so viel über die Verrohung der Massen, und eine politische Partei schiebt die Verantwortung dafür der anderen zu. Was soll man aber zu denen sagen, die das Werkzeug des Denkens selber abstumpfen und so die Verrohung durch alle

Schichten der Gesellschaft tragen? Wer eine notwendige, grammatische Form aus seiner Muttersprache zu entfernen strebt, der begeht ein Attentat auf die Seele seiner Nation. Auch bei uns sollte sich die wahre Vaterlandsliebe im Kult der deutschen Sprache zeigen. Mit wem sie rein und unverstümmelt durchs Leben geht, der hat nicht nötig, mit den Sohlen am Boden der Heimat zu kleben, er kann, wie jene Griechen, sich an jeder Küste niederlassen; wo er steht, da steht er auf deutschem Grund.

Allen, die sich als Deutsche fühlen, möchte ich zurufen: Habet Acht! Die Barbarei klopft an die Tore. Tretet zusammen und rettet den Konjunktiv. Noch steht er in vollem Lebenssaft. In den süddeutschen Gauen geht er bis heute leibhaft im Volksmunde um. Aber es muß bewußt für ihn eingetreten werden. Sonst wird der Geist der Nachäffung alles dessen, was vom Norden kommt, sehr bald die süddeutschen Schriftsteller ergreifen, und auch sie werden den Konjunktiv preisgeben, mit jenem unbedachten Eifer, der sie schon so manches

Mal das Bessere preisgeben ließ. Und dann können wir künftig singen:

Mir ist es, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen — muß,
Betend, daß Gott dich erleuchte,
Du deutscher Genius!

CHINESISCHES. Die Chinesen, die die vollendeten Papiermenschen sind, verachten uns, daß unsere Schriftsteller noch am Laute hängen. Die ihrigen drücken eine Nüance des Gedankens durch eine Modifikation der Schriftzeichen aus. Daß wir von wohlklingenden Worten oder gar Sätzen sprechen, erregt ihr Kopfschütteln. Wort und Satz werden bei ihnen nur durch das Auge schön. Ein Druck oder Schwung des Pinsels vermehrt Kraft oder Schwung des Gedankens, eine Schattierung der Linie gibt dem Worte Feinheit, Schalkheit, und was weiß ich! — es wird versöhnlich oder schroff, je nach den runden oder eckigen Formen, mit denen es gemalt ist, der Strich, der es umzieht, ist seine Straffheit und

Sicherheit. Augenscheinlich ist bei den Chinesen das Sprachgefühl erstorben, — an seiner Stelle hat sich ein eigenes, feines Organ für die Schriftzeichen entwickelt; auf einer Art von Buchstabensymbolismus beruht ihre literarische Kunst. Durch eine Schwingung des Buchstabens versetzt der chinesische Dichter das Herz des Liebenden in Mitschwingung, und wenn ein neuer Schnörkel auf dem Papier gefunden ist, so läuft ein Schauer des Entzückens durch das Reich der Mitte.

Sind wir vielleicht auf dem Wege zu einem ähnlichen Chinesenzopf? Mit was für sonderbaren Mitteln suchen viele unserer Lyriker heute zu wirken! Nicht durch sprachliche Gestaltung, noch durch die Magie des Rhythmus und der geheimnisvollen Cäsuren, die, wie Heine sagt, das leise Atemholen der Muse sind, sondern durch größtmöglichen, unter keiner rhythmischen Bedingung stehenden Wechsel in der Absetzung der Zeilen, durch Weglassung der Interpunktion, was, indem es dem Leser Mühe macht, als Tiefsinn erscheint, durch Gedanken-

striche an Stelle der Gedanken und ähnliche seltsame Versuche soll der Eindruck besonderer Kühnheiten, Zartheiten, Feinheiten u. s. w. erreicht werden. Der größte Trumpf sind die Minuskeln am Anfang der Verszeilen, die zwar niemand was zu Leide tun, aber auch ganz gewiß keinen Hund vom Ofen locken. Was sagt das alles nun dem Ohr — und durchs Ohr der Seele? Es ist ja nur auf dem Papier vorhanden; sollte man nicht meinen, daß es eine Poesie für Taubstumme sei! Wenn sie lieber gleich eine neue Bilderschrift einführten, damit wenigstens das Auge ein wirkliches Vergnügen hätte, statt daß nur ein unbestimmtes Verlangen nach, ich weiß nicht was, erregt wird. Und dieses geschnörkelte, papierne Chinesentum sollte uns den magischen Wohlklang der Poesie ersetzen können? Nein, keine Sorge, daß der Deutsche, wie der Chinese, in einer Dekadenzperiode erstarre. Er braucht nur als großes Kind, das er ist, jedes Jahr ein neues Spielzeug.

All diesen Moden gegenüber gibt es nur

ein Mittel: sie behandeln, als ob sie schon vorüber wären. Dann hat man sie mit ihrer eigenen Waffe geschlagen, denn übers Jahr gibt einem die Mode selber Recht.

❦❦

Es ist immer eine gute Taktik gewesen, vom Feinde, der noch steht, mit lauter Stimme zu sagen, daß er schon geschlagen und in voller Flucht sei.

„Wer flieht? so fragen alle, schon wankt es hier und dort."

❦❦

DER PROPHET. Es lebte einmal ein großer und guter Mann, dem stieg die Not der Zeit rings wie Wasser an den Hals. Da glaubte er, daß Eisen die Not heile, er preßte sein Herz zusammen und rief, Gewissen und Mitleid seien Sklaventugenden, und das Recht des Stärkeren müsse wieder gelten auf Erden. Der Mann war ein Dichter und träumte von einem königlichen Menschengeschlecht, das er den Siegesweg über die Trümmer morsch gewordener Ideale führen wollte.

Werdet hart, o meine Brüder, rief er, aber von dem schrillen Mißklang dieses Wortes zerriß seine eigene, zart geschaffene Seele, und sein Haupt verfiel der Nacht, der er es geweiht hatte. Das war sein Lösegeld an das Gewissen.

Es war aber nicht das Schlimmste, was ihm geschah. Denn es ging dem Propheten, wie es den Propheten zu gehen pflegt: Als er seinen Triumph mit dem höchsten Preis bezahlt hatte, da verkehrte sich das Rettungswerk in sein völliges Gegenteil. Seine Bücher fielen in die Hände des Pöbels im Geiste, und der Pöbel im Geist glaubte, mit dem Bruder, der hart sein solle, sei er gemeint. Und der Pöbel ward hart, er tat von sich das Gewissen und das Mitleid und alle Sklaventugenden, nur die Sklavenlaster, die behielt er bei. Da wurden unsere stillen Gärten niedergetrampelt und die Axt an tausendjährige, heilige Eichen gelegt. Die Nacht aber schützte mitleidig das Haupt des unglücklichen aristokratischen Träumers, daß er seine Gefolgschaft nicht mehr zu sehen brauchte.

Macht des Erfolgs, was machst du aus der siegenden Idee. Die Religion der Liebe brachte Folterkammer und Scheiterhaufen, und an das blumenbesteckte Gastmahl des letzten Dionysosjüngers setzen sich mit aufgekrempelten Ärmeln die Heloten, spuckend und zähnestochernd.

❦❦

So wäre das ganze Werk dieses großen Lebens nutzlos? Keineswegs. Wer die gebundenen Geister vom Druck des geistigen Herkommens befreit, erweist ihnen eine Wohltat, die auf die Länge jeden Schaden aufwiegt. Nicht umsonst ist ihr Dank so groß. Er hat Bewegung in die stockenden Lüfte gebracht. Er hat gezeigt, wie man alles Gedachte wieder umdenken kann, und hat damit das Denken in Fluß gesetzt. Das ist der Wert seiner Lehre, wie jeder neuen Lehre. Und wenn sie sich selbst widerspricht, nur um so besser. Man darf vom Denker keinen unumstößlichen Gedankenbau erwarten. Alles Philosophieren ist ein Geduldspiel, bei dem man mit denselben Wür-

feln die verschiedensten Bilder zusammensetzen kann. Der Zweck der Arbeit ist das Werkzeug, womit sie verrichtet wird: daß es blank und biegsam erhalten werde, daß der Geist sich ja nicht fixiere, sondern zu immer neuem Umdenken des Gedachten fähig bleibe. Auch Paradoxen sind eine Wohltat für den reifen Geist; sie heben für einen Augenblick die Notwendigkeit, der wir uns beugen, auf. Sie sind erquickend, wie jene Träume, in denen man etwas völlig Neues, nie Gesehenes, sieht, das jeder Erfahrung Hohn spricht, zum Beispiel eine Landschaft, wo ein breiter Strom auf Bergesgipfel fließt, oder ein Meer, das höher liegt, als die Küste und auf Treppen erstiegen werden muß. Ein Übel sind sie nur für die Unmündigen, die sie für ewige Lebensregeln halten.

❧❧

Der böse Geist der Menschheit hat es gewollt, daß der Genius im Leben allein sei. Zwar leben immer gleichzeitig auch seine Verwandten auf Erden, aber sie sind weit

verstreut, und selbst wenn er ihnen begegnet, so fehlt häufig das Erkennungswort. Erst wenn der Geist des Körpers ledig geworden ist, eilt er auf Windesflügeln durch die Welt und reißt aus allen Enden die Geister der Lebenden an sich — die ihm gehören und die ihm nicht gehören. Aber nun ist er nicht mehr der liebevolle, der gütige Befreier, der er im Leben gewesen, er ist ein harter, freudeloser Überwinder geworden, der seine Gedanken der Menge aufzwingt, ohne die Süßigkeit des Sieges zu kosten, und der die wohltätige Rückwirkung der anderen auf sich selbst nicht mehr erfahren kann. Mit diesem Dämon rechnet dann die Nachwelt ab, ohne mehr des Liebenden, Gütigen zu gedenken, von dem jener sich losgewunden hat.



„Er war euch ein brennendes und ein scheinendes Licht, und ihr wolltet eine Weile fröhlich sein in seinem Lichte". Aber nun wird es Zeit, daß der Größere komme.



DER NEUE BACCALAUREUS. Gott grüße dich, unsterblicher Baccalaureus, da bist du wieder, und „verwegen wie nicht einer"! So vollkommen hat dich selbst dein Meister Goethe nicht gekannt. Welche Freude hätte er an dir, wenn er dich heute sehen könnte. Seine Zeit brachte dich ja noch gar nicht in so monumentaler Größe hervor. Erst mußten Nietzsche und Stirner geschrieben haben und mißverstanden sein, ehe man sich so „grenzenlos erdreusten" konnte.

Wie geht es zu, daß kein Land, außer dem deutschen, den Typus des Baccalaureus erzeugt? Ich glaube, weil der Deutsche von Natur zurückhaltend ist; fängt er einmal an, sich vorzudrängen, so verliert er alles Maß, er beherrscht nicht die Anmaßung, sondern die Anmaßung beherrscht ihn und führt ihn, wohin sie will. Ferner, weil wir keine Gesellschaft haben, die die Unbequemen in ihre Grenzen verweist.

Daß die Jugend sich gerne etwas laut macht, ist ihr Recht, das man ihr nicht mißgönnen soll. Bei den lateinischen Stämmen

hält die Grazie, bei der angelsächsischen die Erziehung diese Vordringlichkeit in den Schranken des Anstands. Nur bei den Deutschen artet sie so fürchterlich aus. Da will jeder den anderen an Originalität überbieten. Jeder will der „Eigene", der „Einzige mit seinem Eigentum" sein, und so entsteht das wunderliche Zerrbild, das in unserer neuen Literatur und in der Gesellschaft spukt — der wiedergeborene Baccalaureus. — Original, fahr hin in deiner Pracht! Nur statt „Original" sagt man heute: Individuum.

❧❧

DIE BACCALAUREA. Das Schönste aber ist, daß der neue Baccalaureus, dank den Auswüchsen der Frauenbewegung, auch sein Weibchen gefunden hat, die Baccalaurea, denn es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Sie braucht durchaus nicht doktoriert zu haben, im Gegenteil, die höhere Töchterschule bringt den Typus noch reiner hervor. Da ich im Ausland lebe, kannte ich die Existenz der Baccalaurea bisher fast nur aus Zeitschriften. Vor kurzem aber hat

sie sich mir schriftlich im eigensten Entzücken vorgestellt.

Kühn war ihre Handschrift, unermeßlich ihr Selbstvertrauen. Was sie mir geschrieben hat, werde ich nicht verraten; aber ich zweifle nicht, daß von ihrem Wink der Wandel der Gestirne abhängt, und ich sage ihr für ihren wohlwollenden Gruß auf diesem Wege meinen Dank.

Gott grüße auch dich, Baccalaurea! Ich habe mich gefreut, deine Bekanntschaft zu machen. Denn ich sehe wirklich nicht ein, weshalb die Abgeschmacktheit für alle Zeit ein männliches Privilegium bleiben soll.

❦❦

DAS INDIVIDUUM. „Platz da, ich bin ein Individuum! Meinesgleichen gab es noch nie", ruft es heute aus allen Ecken und Enden, und in Gruppen zu einem Dutzend und mehr, einer dem andern zum Verwechseln ähnlich, treten die Individuen auf den Plan und garantieren sich gegenseitig die Echtheit ihrer Individualität.

Sonst dachte man, die starken Persönlichkeiten entständen durch die starken

Gegensätze. Die Griechen, die die eigentlichen Schöpfer der Persönlichkeit waren, schufen sich auf jedem Gebiete die strengsten Formen, um ihre feurigsten Kräfte da hinein zu gießen. Sie schlossen alle Willkür aus und machten die Gesetzmäßigkeit, aus der ihr Schaffen sich entwickelte, zum Prüfstein des Individuums, das stark sein mußte, um daneben dennoch seine volle Freiheit und sein eigenes Gepräge zu bewahren. Aus dem Zusammenwirken des organisch Notwendigen mit der persönlichen Freiheit entsprangen ihre Individualitäten, die so gewaltig waren, daß jede in sich die ganze Menschheit darstellt.

„Nous avous changé tout cela.“ Unser modernes „Individuum“ steht unter anderen Lebensbedingungen. Wie wild es sich mitunter auch gebärde, es ist ein zartes Pflänzchen, das vor jeder rauhen Luft behütet werden muß. Es hat allen Vorschub, alle Schonung von außen nötig, denn jedes Hindernis behindert seine Individualität. Es muß sich, wenn es dichtet, den rhythmischen, wenn es denkt, den logischen, wenn es redet,

den grammatikalischen Gesetzen entziehen dürfen, weil sie alle seiner Individualität schaden. Und die Allgemeinheit gesteht ihm diese Ausnahmsrechte zu, sie sieht ein, daß das Individuum sonst nicht gedeihen könnte, und eine moderne Nation, die etwas auf sich hält, bedarf des Individuums, um ihr Selbstgefühl daran stärken und der Welt verkünden zu können: Habemus Pontificem! Wir haben es, wir haben das Individuum!

Sobald ein Mitglied einer Familie in sich den Hang zur Individualität entdeckt, wird es durch besondere Rücksichten vor allen anderen ausgezeichnet. Hat zum Beispiel die junge Frau eines Morgens erklärt: „Ich will ein Individuum sein, gebt mir Raum, daß ich ein Individuum werde", so kämmt sie zunächst ihre Haare in breitem Bausch über die Ohren und streckt sich mit geringelter Schleppe auf das Kanapee. Der Gatte trägt ihr die neuesten Romane zu als Futter, an dem ihre Individualität sich stärkt. Die Kinder haben keine Ansprüche mehr an sie zu erheben; die Mutter nimmt ihr diese und andere lästige Pflichten ab, die Brüder und

Schwäger verkündigen es mit Triumph: „Unsere Schwester, beziehungsweise Schwägerin, wird ein Individuum". Alle heben und hegen das Wachstum ihrer Individualität, wie ein Bienenstaat das der königlichen Puppe, denn es ist eine Ehre für die ganze Familie, ein Individuum in ihrer Mitte zu haben. Wenn sie endlich selber Eingebungen empfängt und beginnt, sie aufzuzeichnen, so stehen Mutter und Gatte abwechselnd vor ihrer Tür Wache, um jede Störung fernzuhalten, damit ihre Offenbarungen der Welt nicht verloren gehen.

Man glaube aber ja nicht, daß das Individuum nun ein leichtes Leben habe. Keine Frohn ist saurer als die seinige. Es darf in nichts mehr seiner Natur und Gewohnheit folgen. Es muß Schreibunterricht nehmen, wie ein Abcschütz, um seine alte Handschrift ab- und eine neue, „individuelle" anzulegen. Es darf sich nicht mehr kleiden, darf nicht mehr stehen und gehen, wie bisher. Es muß das Grüne blau sehen, und zum Kamel muß es Zebra sagen. Es darf nicht einmal richtig deutsch sprechen oder schreiben, weil schon

darunter seine Individualität Not litte. Es muß sich das Hirn zerbrechen, um alle die fühllosen, widernatürlichen Wortbildungen auszuhecken, wodurch ein Individuum das andere zu übertrumpfen hat.

Das arme Individuum! Wie es sich plagen, was es sich versagen muß! Der ärmste Teufel, der im Schweiße seines Angesichts sein Brot ißt, darf doch am Abend ausruhen. Das Individuum niemals. Tag und Nacht muß es auf dem Platze sein und fort und fort rufen: „Seht mich an, mich, das Individuum!" Denn wenn es aufhören würde zu rufen, oder wenn es sich von der Stelle, wo es Parade steht, entfernte, so wüßte ja gleich kein Mensch mehr, daß es ein Individuum ist.

Hat nun das Individuum von seinem Rackerleben einen Vorteil? O ja, einen großen — ganz abgesehen von der Anerkennung, die die Gesellschaft ihm für seine Bemühungen entgegenbringt. Sobald nämlich das Individuum in irgend einer Kunst produktiv wird — und das wird es unter allen Umständen — so kann es eines großen Er-

folges gewiß sein. Wenn es vielleicht auch kein Talent hat, so hat es doch ganz gewiß nunmehr eine „Eigenart". O, die Eigenart, sie ist eine herrliche Sache, so schön wie das Wort, das sie sich eigens erfunden hat! Mit ihr kann man an jede Unternehmung herangehen. Man malt ein Bild, ohne zu wissen, was Farbe ist, man macht Verse, die keinen Sinn und keinen Rhythmus haben, man schreibt Bücher, ohne einen einzigen Gedanken darin. Ist das Produkt fertig, so wird es mit der Marke „eigenartig" gezeichnet, und nun tritt es unmittelbar neben die großen Meisterwerke. Sein Recht dazu läßt sich auf der Rechentafel nachweisen: Nämlich:

Das Meisterwerk trägt den Stempel des Individuellen.
Folglich war sein Schöpfer ein Individuum.
Der des Produkts ist es gleichfalls.
Individuum ist gleich Individuum.
Die gleiche Ursache hat die gleiche Wirkung.
Folglich ist das Produkt gleich dem Meisterwerk.

Heil sei der Eigenart und ihrem Besitzer, dem Individuum!

Aber Geduld! Noch um ein weniges, so geht es auch mit dem Individuum zur Neige. Schon ist der Übermensch vorangegangen, er hat sich aufgeblasen, bis er platzte. Das Individuum wird ihm nachfolgen, es wird an Entkräftung sterben. Dann wird man lange Zeit das arme, zu Tode gehetzte Wort nicht mehr brauchen können, bis unsere Übergangszeit mit ihren Schrullen vergessen ist.

DIE ERZIEHUNG DES WEIBES.

(Aus den Papieren eines Schulmanns.)

Ich bin ein Deutscher und somit konservativ. Wenn ich höre, daß etwas anders wird, als ich es seit Kindesbeinen gewohnt bin, so ist mir das an sich zuwider. Da ich aber als ein gebildeter Mann nebenbei einem gemäßigten Fortschritt huldige, so widme ich mich in den Stunden, die mein Beruf mir freiläßt, der Lösung von Kulturproblemen, und zur Zeit arbeite ich

an einem maßgebenden Werk über die sogenannten „Frauenrechte". Ich habe soeben die Aufschrift meines zwölften Kapitels geschrieben: Die Erziehung des Weibes geschieht durch den Mann. Da wird mir die Zeitung auf den Tisch gelegt, in der sich wieder einmal eine Petition der Frauen an den preußischen Landtag befindet. Die Damen sind nicht zufrieden, daß sie auf den Hochschulen geduldet werden, sie fordern auch das Recht der Immatrikulation. Nun, dazu habe ich als Schulmann auch ein Wörtlein zu sagen. Ich werde mir gestatten, mich mit den Damen recht sachlich, wie es meine Art ist, auseinanderzusetzen.

In Italien, wo ich einige Jahre als Hauslehrer zubrachte — es ist übrigens ein schönes Land, von dem ich als guter Deutscher den Wein und die Gesänge zu schätzen weiß — in Italien habe ich so recht gesehen, wie es geht, wenn man die Dinge nicht an ihrer prinzipiellen Wurzel faßt, sondern nur die angeborene Läßlichkeit walten läßt. Die Leute leben nämlich dort ganz ohne The-

orien, daß unsereinem die Haare zu Berge stehen. Schreibt dort zum Beispiel eine Frau ein gutes Buch, so wundert sich niemand darüber, und die Kritik tut sogar, als verstände sichs von selbst, daß auch einer Frau so was passieren kann; sie macht gar keine andere Mundeinstellung, als wenn sie das Werk eines männlichen Autors bespricht. Da sind zum Glück wir Deutsche wissenschaftlicher. Ich selbst, der ich lange Zeit Kritiker von Profession gewesen bin, hatte für diese Fälle ein eigenes Schema, nach dem ich zwanzig Jahre gearbeitet habe. Ich begann jedesmal mit einem Exkurs über die Stellung des Weibes in Natur und Gesellschaft, worin ich zwar dem brutalen, jetzt überwundenen Standpunkt entgegenzutreten pflegte, daß das Gewicht der Hirnmasse über den Grad der Intelligenz entscheide, aber gleichwohl geistige Stärke, wenn sie sich am einzelnen Weibe manifestierte, in die Gattung des Monströsen verwies. Von all dem haben sie, wie gesagt, jenseits der Alpen keinen Dunst. Sie reihen solche Phänomene ohne weiteres unter ihre Erfahrungen ein

und bilden danach ihr Urteil, statt wie sichs gehört, mit dem Urteil den Anfang zu machen.

Ebenso leichtsinnig sind sie mit der Frage des Frauenstudiums verfahren. Sobald ein paar überspannte Weiber die Zulassung zu Gymnasien und Universitäten verlangten, und ein paar gedankenlose Männer ihnen Recht gaben, antwortete die Regierung gelassen: Probieren wirs, — und plötzlich, wie aus den Wolken gefallen, war die Sache da, und was noch schlimmer ist: sie hält sich. Na, sehe jeder, wie ers treibe! Wir sind ja für andere Völker nicht verantwortlich. Im Lande der Denker geht man Gott sei Dank bedächtiger zu Werke, und ich hoffe, der preußische Landtag wird wissen, was er zu tun hat. Ich mein' es ja nur gut mit den Damen. Du lieber Gott, wenn ich denke, was das Studium seinerzeit mir für Mühe gemacht hat und wie schwer mir mitunter heute noch das Begreifen fällt, der ich doch ein Mann bin — wie soll das erst mit den Weibern werden! Darum ist mein Spruch:

Voll Dampf zurück! Daß auch sehr bedeutende Männer für die sogenannten Frauenrechte eingetreten sind, geht mich nichts an, ich bin kein bedeutender Mann, sondern vertrete den Mittelstand der deutschen Intelligenz und bin stolz darauf.

Mein Mietsherr Nielsen, der Korrespondent einer Stockholmer Frauenzeitung, der ein Stockwerk höher wohnt als ich, schwört, es noch erleben zu wollen, daß die Frauen an der Gesetzgebung Teil bekommen. Natürlich, der Mann hat eine Frau, die ihm seine Artikel schreiben hilft, und ist, wie sich von selbst versteht, unter dem Pantoffel. Dafür bekommt seine Gnädige von mir die Wahrheit zu hören. Meine liebe Frau liegt mir zwar mit Eifersucht in den Ohren, denn sie behauptet, es habe eine Zeit gegeben, wo die schwarzen Augen der Schwedin mich nicht ganz kalt gelassen hätten, doch das ist ein Irrtum. Jedenfalls ist sie mir jetzt durch unsere vielen Debatten zuwider geworden. Ich sage ihr: das Weib ist schwach, es ist beschränkt und unproduktiv — sie antwortet mit Beispielen und Namen aus der

Geschichte und Literatur, worauf ich mich natürlich nicht einlasse; es paßt mir nicht.

Neulich las sie mir gar einen Abschnitt aus Garibaldis Memoiren vor, worin dieses große Kind behauptet, die Frau sei nicht nur hingebender, aufopferungsfähiger als der Mann, sondern auch entschlossener, tapferer. Nun, daß die deutsche Frau wenigstens nicht tapfer ist, das sehe ich an der meinigen, die an keiner Kuh vorbeigehen kann, ohne zu zittern, und was die Hingebung betrifft, davon könnte ich ein Liedchen singen, ich bin nicht umsonst Ehemann.

Aber was antwortet mir das dreiste Frauenzimmer auf diese Entgegnung?

„Die deutsche Durchschnittsfrau", sagt sie, „steht hinter der Durchschnittsfrau anderer Länder zurück. Sie kann als Hausfrau und Weltdame sich nicht mit der Französin messen, an Bildung, Charakter und Weltblick nicht mit der Engländerin, die Russin ist ihr wenigstens im Naturell überlegen, die Amerikanerin an unbefangener Freiheit der Bewegung."

Heiliger Gott, das im Lande des Dichters, der ein Gretchen erschaffen hat!

„Ja," sagt sie darauf, „das Gretchenideal ist es eben, was die deutsche Frau im Rückstand gehalten und der ganzen Nation geschadet hat."

Bitte, erklären Sie mir das.

„Dem Deutschen ist es nur wohl, wo er sich keinen Zwang antun muß. Auch die Leidenschaft will bei ihm in Schlafrock und Pantoffeln gehen und sich vor der Geliebten nicht zu genieren brauchen, so ist ihm denn ein „arm unwissend Kind" im Hause immer am bequemsten gewesen. Darum fehlt es ihm aber auch den anderen Völkern gegenüber an Form, denn alle Schuld rächt sich: wie die Mutter, so der Sohn."

„Da ist es nur schade," sagte ich höhnisch, „wenn hochstehende Frauen keine Söhne haben."

Das saß! Denn ihre Kinderlosigkeit ist ein Pfeil, der immer still in ihrem Herzen schwärt, so behauptet wenigstens meine liebe Frau. Der plötzliche Stoß hat ihr so wehe

getan, daß sie sogar ihre gewohnte Schlagfertigkeit verlor. Und das war ein Glück. Sie hätte mich sonst nur daran zu erinnern gebraucht, daß mein liebes Weib und ich ja auch keine Kinder haben. Ich ließ also schnell den Gegenstand fallen und ging auf etwas anderes über.

Dieser Nielsen aber ist doch ein Schwachkopf, daß er seiner Frau keine anderen Ansichten beibringt.

Zwölftes Kapitel: Die Erziehung des Weibes geschieht durch den Mann — — —

„Heinrich, was machst du da?"

„Ich nummeriere meine Manuskriptbogen, Kind."

„Es paßt mir nicht, daß du die Blätter im ganzen Zimmer herumstreust."

„Siehst du, ich gebrauche dazu nur einen einzigen Stuhl."

„Wozu denn aber den Stuhl?"

„Daß die Blätter da trocknen, denn auf dem Schreibtisch ist nicht Platz genug."

„Nun meinetwegen. — Heinrich!“

„Was, Schatz?“

„Hast du von den frischgebügelten Taschentüchern eins weggenommen?“

„Kann sein, ich weiß nicht.“

„So denke darüber nach, es fehlt eins vom Dutzend. — Du weißt, ich will Ordnung haben in meinen Sachen!“

„Warum bist du denn so schlecht aufgelegt?“

„Die Motten sind in deine neuen Strümpfe gekommen. Jetzt kann ich wieder einen halben Tag sitzen und flicken; ist das ein Leben!“

So also — die Erziehung des Weibes geschieht — —

Entschieden soll es heute mit dem Arbeiten nichts werden. Denn jetzt fängt sie schon wieder an:

„Heinrich, mach doch das Fenster auf.“

„Warum denn?“

„Weil du geraucht hast und ich das am Morgen nicht leiden kann.“

„Liebchen! Ich bin doch in meinem

eigenen Zimmer, da hab' ich noch immer rauchen dürfen."

„Aber ich muß jetzt deinen Wäscheschrank ordnen." (Sehr scharf): „Bin ich dir vielleicht lästig?"

Meine liebe Frau hat heute ihre Nerven, da muß man Rücksicht nehmen. Ich öffne also das Fenster. Gleichzeitig macht sie die Tür auf, um dem Mädchen zu rufen, ein Windwirbel fährt ins Zimmer und verstreut meine Blätter auf den Boden. Ich laufe hinter den Blättern her, aber einige sind zum Fenster hinausgeflogen, ich muß ihnen auf die Straße nach, und als sie endlich geordnet sind, zeigt sichs, daß eines fehlt. Ich suche durchs ganze Haus, im Garten, umsonst, das Blatt ist fort und nicht zu ersetzen. Im Manuskript bleibt darum eine Lücke. Ich weiß nicht mehr, was ich über die Erziehung des Weibes durch den Mann habe sagen wollen.

Und das alles wegen der Nerven meiner Frau. Ein solches Geschlecht will sich immatrikulieren lassen! Du guter Gott!

Wenn sie nur wenigstens bei Nielsens nichts von dem Intermezzo gemerkt haben!

Droben kommt so etwas freilich nicht vor. Das ist auch kein Wunder. Eine Frau, die selber schreibt, hat natürlich vor dem Geschriebenen Respekt. Nun, dafür ist mein Weib ein echtes Weib, ein deutsches Weib, eine Musterhausfrau und ordnet sich mir unter. Denn „er soll dein Herr sein", und damit basta!

VOM TANZEN.

(Ballsaal. Älterer Herr mit kahlem Kopf und goldenem Kneifer einer Dame, die soeben in ein Fauteuil gesunken ist, eine Erfrischung bringend):

Gestatten Sie, daß ich Ihnen diese Eislimonade anbiete, gnädige Frau, Sie scheinen erhitzt zu sein.

Dame:

O — Sie sind sehr gütig — ich danke Ihnen.

Herr:

Bitte, das ist die Pflicht des Alters, wenn sich die Jugend für uns bemüht hat.

Dame:

(lächelnd, indem sie das Glas zurückgibt): Für Sie bemüht hat? Sie glauben wohl, es werde zu Ihrer Unterhaltung hier getanzt?

Herr:

Zu meiner Unterhaltung nicht, aber zu meiner Belehrung.

Dame:

Bitte, wie verstehen Sie das?

Herr:

Ich sehe hier nach dem Barometerstand unseres Kulturlebens, um mich zu orientieren, was für Strömungen definitiv abgetan sind und in welcher Richtung der Geist während der nächsten zehn Jahre wehen wird.

Dame:

Diese Orientierung finden Sie im Ballsaal?

Herr:

Nirgends besser, gnädige Frau. Es gibt immer Augenblicke in der Weltgeschichte, wo die kommenden Ereignisse vorausgetanzt werden. In Paris tanzte man seinerzeit Auf-

klärung und Menschenrechte, lange bevor die Republik erklärt und die Göttin der Vernunft auf den Thron gesetzt wurde. — Oder glauben Sie, nur die Tänze der wilden Völker mit ihrem Suchen und Fliehen hätten eine Symbolik? Die Tänze der zivilisierten Welt sind ebenso sprechend und haben dazu das allerabwechslungsreichste Thema. Jene tanzen immer dasselbe Stück Naturgeschichte, wir aber tanzen jeweils ein neues Stück Zeitgeschichte. Wenn das auch vielleicht nicht ganz so schön ist, — Sie verzeihen, daß ich so aufrichtig bin, das zu sagen — es ist doch ebenso interessant. Nur im Ballsaal kann man sich auf einen Blick über politische, soziale, philosophische, ästhetische Strömungen unterrichten.

Dame:

Das ist mir völlig neu. Darf man vielleicht einiges von Ihren Beobachtungen erfahren?

Herr:

Wie hoch würden Sie mein Alter schätzen, gnädige Frau?

Dame:

Nun, ich würde Ihnen wohl einiges über Vierzig, aber noch lange keine Fünfzig geben.

Herr:

Nehmen wir an, Sie hätten Recht. — So will ich Ihnen vom Tanz des letzten Vierteljahrhunderts erzählen. O, ich weiß noch gut, wie der Übergang sich vorbereitete. Lebhaft erinnere ich mich an gewisse reifere Damen, die dazumal in den Kontretänzen das junge Volk zu heimlichem Lachen reizten durch die kunstvollen Pas, die noch aus der Zeit ihrer Jugend stammten. Das war so gefühlsam, so schäfermäßig, man dachte an die Wertherzeit, an vergilbte Albumblätter und sentimentalische Poesie. Die Jugend — ich selber habe nie getanzt — schritt ihre Touren gehend, in rhythmischer Bewegung ab, und diese hüpfenden Respektspersonen wirkten unwiderstehlich erheiternd auf meine grünen Altersgenossen. Mich machten sie melancholisch, als sähe ich einen Totentanz.

Dame:

Das kann ich wohl verstehen.

Herr:

Als ich zehn Jahre später die zivilisierte Welt im Ballsaal wiedersah, da erstaunte ich, sie ganz verwandelt zu finden. Ich kam mir vor wie Rip van Winkle, der sich die Augen reibt. Man gab sich nicht einmal mehr die Hand wie sonst, sondern hob zuvor den Ellbogen spitz in die Luft und fuhr mit der Hand von oben herunter, indem man die dargereichte Rechte wie eine Schraube nach innen drehte. Dem Uneingeweihten — das war ich damals — erschien die Gebärde als das Übermaß linkischer Roheit, aber man teilte mir mit, sie sei das Freimaurerzeichen, woran die eleganten Leute aller Nationen sich einander kenntlich machten.

Dame:

Ist es möglich?

Herr:

O, gnädige Frau, es ist vieles möglich. — Und gar das Tanzen selbst! Vorüber die Zeit, wo man seine Glieder dem Rhythmus hingab! Vorüber jede Erinnerung an Stil

und Form. Jetzt mußte man, um chic zu sein, immer ein paar Takte zu spät kommen, wie ein zerstreuter Schauspieler, der sein Stichwort überhört hat. Dann rannte man eilig in die Reihe, wobei man möglichste Unordnung zu stiften suchte. Wer so kühn war, durch sein Dreinfahren die Figuren des Tanzes ganz zu zerstören, der fühlte sich auf der Höhe der modernen Zivilisation. Statt der tiefen Verbeugungen ein burschikoses, halb widerwilliges Kopfnicken, wodurch angedeutet wurde, daß man diese, wie überhaupt jede Form verachtete. Die Ellbogen drückten, sogar beim schönen Geschlecht, durch ihre Stellung aus, daß man im Kampf ums Dasein auch Püffe auszuteilen verstand, der Tritt mußte schwer sein und von ferne das Schreiten der Arbeiterbataillone ahnen lassen.

Dame:

(sich die Hände vor die Ohren haltend): Schrecklich!

Herr:

Ja, es war ein lehrreicher Abend. Ich war mitten in die Revolution der Materie

gegen Geist und Form geraten. An jene Zeit erinnern Sie sich natürlich nicht, Sie sind zu jung dazu.

Dame:

Ich war wohl noch nicht ballfähig; es muß schon eine Weile her sein.

Herr:

Für mich ist es gestern gewesen. Es war das letzte Mal, daß ich einen Ballsaal besuchte vor dem heutigen Tag. Da las ich auf Einen Blick die Signatur der Zeit. Sie hieß Kraft und Stoff, Survival of the fittest, Struggle for life. Der Abend überhob mich der Lektüre von Marx und Darwin, von Zola und Ibsen. Ich ließ mir die „Entstehung der Arten" — auch die der Unarten nebenbei — das „Assommoir", die „Gespenster" einfach vortanzen. Ein unvergeßlicher Abend. Durch die Musik ging es zuweilen wie Dynamitexplosionen; das war der Anarchismus, der an die Türen klopfte. Freilich, die jungen Leute, die so unbefangen in voller Naturflegelei einherschlenkerten oder rasten, hatten keine Ahnung, was sie taten. Sonst hätten sie lieber das Tanzen ganz aufgegeben, denn

man kam damals nicht gern in den Verdacht, Phantasie zu haben. Sie glaubten nur den Stoffwechsel zu beschleunigen. Daß man lauter Allegorien tanzte, das wußte man damals so wenig wie heute.

Dame:

Nun, und was für Allegorien haben wir Ihnen heute vorgetanzt?

Herr:

Sie tanzen heute eine neue Wende der Zeiten. Götter- und Götzendämmerung. Dekadenz, das heißt Untergang einer alten Weltanschauung und den Aufgang einer neuen. Genau läßt sie sich noch nicht erkennen. Es sieht alles noch so verworren aus. Aber Materialismus, Naturalismus haben Sie zu Grabe getanzt, das ist gewiß. — Sehen Sie hier das Paar, das sich soeben mit einem Händedruck trennt. Des Jünglings Ellbogen weisen noch immer nach außen, aber es ist nicht mehr das banausische von ehedem. Es sieht jetzt etwa aus, wie auf dem berühmten Reiterstandbild des Colleone zu Venedig. Das bedeutet Nietzschetum, Herrenmoral, blonde Bestie, modernes Renaissance-

ideal, freilich fast schon ein wenig passé. Nun betrachten Sie auch die Dame, sie ist besonders instruktiv, denn sie ist schon etwas weiter vorgeschritten. Im Reformkleid, dünn, fast körperlos, lang und schwank, müde und schmachtend, mit schlangenhaften Wendungen. An Schmuck und Kleidung alles phantastisch und schnörkelhaft, ohne Anfang und Ende, wie ein Gedicht von Gabriele d'Annunzio. Das ist die Rache der Form an der Materie. O, und sehen Sie, hier kommt noch eine, die die erste überbietet. Die geringelte Schleppe, die langen Bänder, der gestreckte Hals, die dünnen Arme, alles endlos, auf mystische Fernen deutend. Form ohne Körper — und ohne Geist. Nein, auch keine Form mehr, nur noch eine Linie, die ins Unendliche weist. Es ist klar, wir stehen vor einer Periode des Übersinnlichen, wir sind vielleicht schon drinnen. Aber da kommt auch bereits die Reaktion. Heute ist eben alles kurzlebig, auch die Kulturperioden. Sehen Sie den jungen Mann mit dem lachenden Gesicht und den behenden Gliedern, der seine Schöne im Sturmschritt daherträgt?

Das ist der wahre „Europäer von übermorgen“. Der tanzt Kraft und Schönheit, Natur und Kunst, „Loves coming of age“, der tanzt die Kultur der Zukunft. Er wischt sich die Stirn, der Gute. Ich glaube es gern, es mag saure Mühe sein, so ein Kapitel Kulturgeschichte vorauszutanzen.

Dame:

O, Sie sind spaßhaft.

Herr (sich verabschiedend):

Gnädige Frau — es war ein genußreicher Abend, ich danke Ihnen. In zehn bis zwanzig Jahren hoffe ich wieder das Vergnügen zu haben. Bis dahin empfehle ich mich.

Andere Dame:

Was war das für ein Herr, der eben von Ihnen wegging?

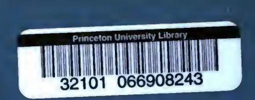
Erste Dame:

O, ein Sonderling, der den Geistreichen spielte. Er sah etwas semitisch aus. Übrigens hat er mir seine Karte gegeben. Sehen wir, wie er sich schreibt: — — Dr. Ahasverus, Berichterstatter „Unseres Jahrtausends“.



495 Maschinensatz und Druck der Deutschen Buch- und Kunstdruckerei, G. m. b. H., Zossen—Berlin SW. 11.







This Book is Due
P.U.L. Form 2

